

5. Verbundenheiten und Zugehörigkeiten

Normalerweise machen wir uns kaum Gedanken über unsere Zugehörigkeiten und Verbundenheiten. Mit dem Verlassen eines Ortes und der Ankunft an einem anderen Ort wandeln sich jedoch Zugehörigkeiten und Loyalitäten.¹ Neue Verbindungen entstehen und wir beginnen, bisherige, zuvor meist nicht reflektierte Zugehörigkeiten und Verbundenheiten zu hinterfragen.² Erst durch die räumliche Distanz und die damit einhergehenden erlebten Irritationen treten sie ins Bewusstsein, aber auch durch von aussen geäußerte Zweifel.³ Nach Verbundenheit und Zugehörigkeit wird nämlich dann gefragt, wenn diese nicht eindeutig oder selbstverständlich scheinen. Wer als eindeutig zugehörig angesehen wird, wird nicht nach seiner Herkunft gefragt.⁴ Die Frage impliziert eine von aussen zugeschriebene vermutete Nicht-Zugehörigkeit. Der Begriff der Zugehörigkeit bedeutet somit »Dazugehören«, weist zugleich aber auf soziale Grenzziehungen und den damit verbundenen Ausschluss derer hin, die nicht dazugehören.⁵ Zugehörigkeiten entstehen also nicht nur durch »subjektive Selbstverortung innerhalb eines sozialen oder räumlichen Kontextes« (Riegel und Geisen 2010: 7), sondern auch durch Zuschreibungen von aussen und somit einer »sozial-strukturellen Positionierung des Individuums im gesellschaftlichen Raum. Hieraus resultieren je individuell unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten und Perspektiven für die Lebensgestaltung« (ebd.).

1 Vgl. Glick Schiller, Basch und Szanton Blanc (1995).

2 Vgl. Krist und Wolfsbergers Überblick zu den Begriffen Identität, Heimat, Zugehörigkeit und Remigration (2009).

3 »Zugehörigkeit bietet eine emotionale soziale Verortung, die durch gemeinsame Wissensvorräte, das Teilen von Erfahrungen oder die Verbundenheit durch Bande von Gegenseitigkeit entsteht und bekräftigt wird, die man nicht explizit zu thematisieren braucht« (Pfaff-Czarnecka 2012: 8).

4 Vgl. ebd. 20.

5 Vgl. ebd. 11.

Zugleich vereinen wir alle in uns verschiedene Zugehörigkeiten, die sich im Laufe des Lebens wandeln.⁶ Menschen können mehrere ethnische oder nationale Bezüge haben, gleichzeitig verschiedenen sozialen Gruppen angehören wie Familie, Betrieb, Schule, Religionsgemeinschaft, Nachbarschaft oder Verein. Diese Zugehörigkeiten ergänzen und überschneiden sich, was nicht zwingend zum Konflikt führen muss. Verlust oder Gefühle der Entwurzelung kommen in den Interviews zwar zur Sprache, zahlreiche Interviewaussagen zeugen jedoch davon, dass die neuen, durch die Migration entstandenen Bezüge oft als Bereicherung wahrgenommen werden. Dennoch zeigen die Interviewaussagen auch, dass die Erschaffung neuer Zugehörigkeiten ein aktiver, zuweilen anstrengender Prozess ist. Neulinge im Dorf werden kritisch geprüft. Es liegt vorwiegend an ihnen, die einer sozialen Welt inhärenten sozialen Codes zu erkennen und mit ihren eigenen Werten zu verbinden.

Zugehörigkeiten können sowohl formal sein – beispielsweise eine Staatsbürgerschaft –, als auch emotional. Die Staatsbürgerschaft bedeutet nicht zwangsläufig eine enge emotionale Verbundenheit mit dem betreffenden Nationalstaat. Andererseits kann die Ablehnung eines Einbürgerungsgesuchs bei einer sich dem Land eng verbundenen Person zu einer emotionalen Distanzierung führen. Im Folgenden geht es primär um emotionale Zugehörigkeiten und Verbundenheiten und wie diese zustande kommen. Im Zentrum stehen dabei zwar Zugehörigkeitsgefühle zu den territorial definierten Regionen Oberengadin, Avers und Schams und den dort lebenden Menschen, aber immer im Wissen um die engen Verflechtungen mit anderen geografischen Orten sowie emotionalen und sozialen Beziehungen, die unabhängig von territorialen Aspekten wirken.⁷ Es geht um subjektive Selbstverortung, also welche Affinität oder Verbundenheit die Interviewten zu ihrem räumlichen und sozialen Umfeld empfinden oder zumindest zum Ausdruck bringen, aber auch um Praxen der Beheimatung an ihrem Wohnsitz in Graubünden, also wie sie sich Zugehörigkeiten erschaffen haben und wie sich diese im Laufe der Zeit verändert haben.⁸ Und schliesslich geht es auch um die Frage der emotionalen und territorialen Verwurzelung, welche Faktoren diese beeinflussen und die daraus resultierenden Zukunftspläne. Nur am Rande dis-

6 Vgl. ebd. 53f.

7 Vgl. 2.3 Konzepte und Begriffe – Der Raum als sozial konstruierte Lebenswelt.

8 Vgl. zu den Praxen der Beheimatung und zum Heimatbegriff Binder (2008).

kutiert wird die Frage nach von aussen zugeschriebenen sozial-strukturellen Zugehörigkeiten, d.h. wie andere einen kategorisieren und zuordnen.⁹

5.1 Generalisierende Sichtweisen auf die Zugehörigkeit

Zugehörigkeiten dienen als Ordnungsinstrument und gerade Migrantinnen und Migranten werden in der Fremdzuschreibung vielfach primär nach ihrer Nationalität unterschieden. Unsere sozialen und emotionalen Verbundenheiten reichen jedoch über territoriale Grenzen hinaus. Mit der Migration wechseln die Menschen nicht von einem abgeschlossenen nationalen »Container« in den nächsten, ohne jegliche Beziehungen zwischen den Räumen. Ebenso wenig lassen sich selbstverständlich allen Menschen derselben Nationalität dieselben Eigenschaften zuschreiben.¹⁰ Dennoch geschieht dies in Politik, Forschung und Medienberichterstattung nach wie vor und wird dadurch auch im Alltagsdiskurs aufgenommen und perpetuiert. Eine solche essentialistische Vorstellung zeigt sich in den Interviews insbesondere in Bezug auf die portugiesische Bevölkerung, die in beiden Untersuchungsregionen die grösste Gruppe der ausländischen Bevölkerung ausmacht sowie in Einzelfällen in Bezug auf Deutsche. Die Äusserungen von Interviewten anderer Herkunft zeugen hingegen kaum von Erfahrungen pauschalisierter Fremdzuschreibungen aufgrund ihrer Nationalität. Hauptsächlich Portugiesinnen und Portugiesen sprechen von der »portugiesischen Gemeinschaft«. Im selben Atemzug distanzieren sich die meisten jedoch davon. Sie betonen regionale und generationsabhängige Unterschiede im Charakter, in den Einstellungen und im Verhalten und kritisieren Landsleute, die sich in der Schweiz nicht an die Regeln halten. Dies führe zu vermehrten Vorurteilen gegenüber der portugiesischen Bevölkerung. Die zahlreichen Interviews mit Portugiesinnen und Portugiesen im Engadin, Avers und Schams unterstreichen die Diversität innerhalb derselben Nationalität. Die Unterschiede in den Biografien, Motivationen, Erfahrungen, Handlungsstrategien und Einschätzungen der Lebenssituation sind zuweilen beträchtlich und die gängige Vorstellung von Portugiesinnen und Portugiesen, die nach ihrer Pensionierung nach Portugal in ihr eigenes Haus zurückkehren, lässt sich so nicht verallgemeinern.

9 Vgl. Pfaff-Czarnecka (2012) sowie Riegel und Geisen (2010: 7f.).

10 Vgl. 2.3 Konzepte und Begriffe – Vom methodologischen Nationalismus zum methodologischen Kosmopolitismus.

Die Zukunftspläne sind heterogen und meist noch vage.¹¹ Dennoch dient fast allen Portugiesinnen und Portugiesen die portugiesische Bevölkerung in der Region als wichtiger Orientierungspunkt. So umfasst denn auch das »wir« zuweilen sowohl die eigene Familie als auch »die Portugiesinnen und Portugiesen« im Allgemeinen.

Hier am Dorfrand haben wir Ruhe. Andere sind im Zentrum, andere Portugiesen. Wir haben es hier schön ruhig. [...] Mir fehlt nichts, ehrlich. Lebensmittel haben wir jetzt ganz einfach. Wir haben in Thusis ein portugiesisches Geschäft, in Chur auch. Ich gehe fast jede Woche nach Chur. (Maria da Silva)

Maria da Silvas Raumvorstellung bezieht sich nur vordergründig auf den geografischen Ort, an dem sie wohnt. Ihr sozialer Raum konstituiert sich aus den Menschen ihres Herkunftslandes – unabhängig von deren Aufenthaltsort – sowie mit ihrer Herkunft verbundenen Institutionen, wie das portugiesische Geschäft oder der portugiesische Verein. Der Kontakt zu Menschen anderer Nationalitäten ist marginal und rein funktional auf den Arbeitsplatz sowie auf flüchtige Begegnungen mit Nachbarn und Eltern der Spielgefährtinnen ihrer Tochter beschränkt. Ihr Migrationsentscheid ist eng mit dem Migrationsverlauf der Schwiegereltern verbunden, die vor bald 30 Jahren an denselben Ort gezogen waren. Ziehen diese weg, ergibt ein Verbleib vor Ort auch für sie keinen Sinn mehr.

Mein Schwiegervater ist schon pensioniert. Meine Schwiegermutter wird in fünf Jahren pensioniert. Und dann macht es nicht mehr so viel Sinn, dass wir nur zu dritt hier sind. [...] Mein Mann spricht viel davon, nach Portugal zurückzukehren. Vielleicht. Wir brauchen kein Haus. Meine Schwiegereltern haben ein Haus. Sie haben ein Haus dort gebaut und das reicht für alle. Und er spricht viel davon, dass er gehen möchte, wenn seine Eltern pensioniert sind. Ich hatte nie diese Idee, aber hier ist es schwierig, Arbeit zu finden. Viel Konkurrenz. Die schlechte Stimmung unter den Portugiesen und innerhalb der eigenen Familie. Wenn es Unterstützung untereinander gäbe, gäbe es ein wenig Kraft. (Maria da Silva)

Zugehörigkeiten sind nicht an einen geografischen Ort gebunden und die Menschen können sich am selben Ort unterschiedlichen Gruppen zugehörig fühlen. Für Maria da Silva sind dies im Schams die Portugiesinnen und Portugiesen. Andere fühlen sich als Teil der Dorfgemeinschaft und wieder

11 Vgl. 5.7 Zukunftsaussichten.

andere bezeichnen einzig ihre Kernfamilie als Ankerpunkt, wie sich später zeigen wird.

5.2 Vom anfänglichen Befremden zu multiplen Zugehörigkeiten

Das Gegenteil von Zugehörigkeit ist Fremdheit¹² – eine Erfahrung, die oft am Anfang der Migrationsgeschichte steht und die durch nach wie vor gebräuchliche Bezeichnungen wie »Fremdenpolizei« verstärkt wird. Eine anschauliche Beschreibung dieser anfänglichen Fremdheit bietet Gloria Ferreira. Sie zog dreiundzwanzigjährig ohne nähere Informationen über die Schweiz und schon gar nicht über ihren zukünftigen Wohn- und Arbeitsort ins Avers. Die erste Begegnung mit ihrem Arbeitgeber ist ihr bis heute lebhaft in Erinnerung.

Mein Bruder lebte in Andeer. Ich kam schön angezogen, wie ich es mag. Schön angezogen von der Reise. An diesem Tag mussten wir hierher kommen und ich musste mich meinem Chef vorstellen. Und mein Bruder sagte: »So gehst du nicht.« Und ich: »Wie, so gehst du nicht!?!« (Lachen) »So gehst du nicht! Sonst meint er, du seist nicht zum Arbeiten gekommen.« Ich sagte: »Oh mein Gott, dann kann ich nicht so angezogen gehen?« Ich musste etwas Anderes anziehen. Es war eine braune Hose und eine braune Bluse. Ich musste mich normal anziehen, wie wenn ich schon zum Arbeiten gehen würde... Und zudem war es noch Sonntag! Dann gingen wir ins Restaurant hinein. Ich war daran gewöhnt, einen Chef zu haben.... Kennst du Julio Iglesias? Schön angezogen, Krawatte, Blazer, sehr schön, braun, gross... Mein Chef in Portugal war immer so gekleidet. Und (Lachen) wir setzten uns an den ersten Tisch im Restaurant und mein Bruder sagte mir: »Da kommt dein Chef.« Und ich dachte: »Ah, da kommt mein Chef.« Ich sass mit dem Rücken zu ihm. Da kam einer an den Tisch und ich schaute auf. Da stand er. Völlig schmutzig. Völlig schmutzig! (Lachen) Ein Leibchen, ein Unterleibchen voll Heustaub, weil er am Heuen gewesen war. Ganz schwarz! Ich sagte: »Ist das ein Chef!?!« (Lachen) Denn ich hatte dieses Bild von einem Chef... Im Restaurant! Mein erster Eindruck war schrecklich (Lachen). Ich dachte für mich: »Was für ein Chef!« Und damals hatte es über dem Tisch eine Lampe, die ist immer noch

12 fremd: Adj. »von auswärts stammend, nicht heimisch, nicht zugehörig, unbekannt« (<https://www.dwds.de/wb/fremd>).

da, eine Lampe mit dem Joch für Stiere. Ich stand auf und schlug den Kopf an der Lampe an. (Gloria Ferreira)

Zu Beginn befremden die Landschaft, das Klima, natürlich die fremde Sprache, das ungewohnte Essen aber – wie das obige Beispiel zeigt – auch die Menschen und ihr Verhalten. Es gibt noch kaum Bezugspunkte. Die Migrieren stützen sich auf bereits bestehende, »mitgebrachte« Kontakte und oft hat der neue Aufenthaltsort primär eine funktionale Bedeutung. Viele sind der Arbeit wegen hier, andere sind ihrem Partner oder ihrer Partnerin gefolgt. Der Prozess von der Fremdheit bis zur Aufgehoben- und Verbundenheit, bis zum sich »zu Hause« fühlen, verläuft naturgemäss unterschiedlich und ist nie abgeschlossen. Manchmal stehen Herkunftsort und aktueller Lebensmittelpunkt in Konkurrenz zueinander, meist ergeben sie aber unbemerkt verschiedene, nebeneinander herlaufende Zugehörigkeiten und in wenigen Fällen stellt sich nie eine tiefere Verbundenheit zum aktuellen Wohnort und den dort lebenden Menschen ein. Er behält seine funktionale Bedeutung, während der Herkunftsort als Sehnsuchtsort an Bedeutung gewinnt.

Verbundenheit wird von den Interviewten nicht so sehr territorial empfunden als vielmehr sozial, emotional oder situativ. Alle leben schon mehrere Jahre und oft gar mehrere Jahrzehnte in der Region. Mehrheitlich fühlen sie sich heute verschiedenen Orten, Momenten und Menschen gleichzeitig zugehörig. Diese multiplen Verbundenheiten werden deutlich, wenn man nach dem »Zuhause« fragt. Kaum jemand weiss darauf eine eindeutige Antwort. Manche hierarchisieren die verschiedenen Zugehörigkeiten und verleihen dem Ort ihrer Kindheit einen besonderen Status. Das Heimatgefühl entsteht durch eine enge Verknüpfung der oben genannten Elemente Orte, Menschen und Momente, die sich alle im folgenden Zitat vereinen.

Neuseeland ist mein Zuhause. Das Engadin ist meine zweite Heimat. Wenn ich hier weggehe, ich weiss, ich gehe von hier irgendwann weg. Es wird mich auseinanderziehen. Ich werde Dinge hier vermissen, wie ich gesagt habe (nachdenken). Es ist, wenn ich nach Neuseeland gehe, um mit der Familie zu sein... Das fehlt mir schon, wenn Familienmitglieder nicht mehr so fit sind. Da hat man ein stärkeres Ziehen nach der Heimat. Das ist mehr wegen der Familie und vielleicht wegen dem Meer (nachdenken). Sich einfach einmal hinsetzen mit den Geschwistern, einfach einmal sein. Einfach mal etwas machen und nicht Sachen erwarten oder darüber schwatzen. Einfach sein. Einfach einmal miteinander Spass haben, Rugby spielen, mit dem Fischerboot rausfahren und ein paar Fische fangen. (Neil Taylor)

»Einfach einmal sein«. Eine kurze Aussage, die so oder ähnlich öfter auftritt, wenn Interviewte über ihren Herkunftsort sprechen. Sprechen die Interviewten über das Gefühl des »Zuhause-Seins« im Engadin, basiert dieses vielfach auf dem Leitnarrativ der einzigartigen landschaftlichen Schönheit und Ruhe – Elemente, die so auch in der Tourismuswerbung auftreten und die im Diskurs von Verbundenheit und Zugehörigkeit zum Indikator für Aufgehobenheit und Wohlbefinden avancieren. Die einzigartige Szenerie, die sich einem bei der Passüberquerung ins Engadin bietet und die bei der ersten Ankunft noch manche erschreckte, gilt heute als Symbol für das Heimkommen.

Sobald man über den Julier kommt, hat man das Gefühl, nach Hause zu kommen. (Thomas Neumann)

Ist es nun aber wirklich die vertraute Landschaft, die ein Heimatgefühl aufkommen lässt oder sind es eher, wie so manche sagen, der Alltag und die eigenen »vier Wände«? Die lokale Verankerung ist zentral für das Wohlbefinden. Sie beruht vermutlich jedoch weniger auf den zuvor genannten landschaftlichen Qualitäten als auf der Einbindung in eine haltgebende Alltagsstruktur, die das Gefühl von Normalität und Sicherheit vermittelt.

Es gibt viel, was mich mit dem Engadin verbindet und mit meiner Gemeinschaft, der portugiesischen Gemeinschaft. Deshalb ist es schwieriger. Obwohl ich zweimal pro Jahr gehe, immer wenn ich kann, gehe ich nach Portugal, um meine Familie zu besuchen, meine Eltern, meine Geschwister, meine Freunde. Das gefällt mir sehr. Aber meinen Alltag lebe ich hier. Hier habe ich all die Sachen, von denen ich mit viel Stolz spreche. Unsere Gemeinschaft, unsere Projekte. Das ist sehr interessant. Das ist Teil meines Alltags. [...] Ich bin nach wie vor geteilt. Ich liebe mein Land sehr, dort sind meine Wurzeln, von dort komme ich. (Manuel Carvalho)

Manuel Carvalho fühlt sich verschiedenen Orten und Menschen verbunden. Zuhause ist für ihn der Ort seiner Kindheit, aber genauso das Engadin, wo er arbeitet, in eine Gemeinschaft eingebunden ist, in der er eine wichtige Funktion ausübt. Es sind also nicht so sehr die geografischen Orte, denen er sich verbunden fühlt, sondern vielmehr den dort lebenden Menschen und den Aufgaben, die er erfüllt. Vor vielen Jahren spielte er mit dem Gedanken, nach Portugal zurückzukehren. Heute verbindet ihn so viel mit dem Engadin, dass ein Entscheid über seinen zukünftigen Hauptwohnnort nicht mehr leichtfällt. Sein Leben ist transnational über mindestens zwei Ankerpunkte hinweg organisiert.

Diese multiplen Verbundenheiten treten in verschiedenen Interviews zutage und machen die Vielfalt von Heimatkonzeptionen deutlich, die keineswegs ausschliesslich an Herkunft und Verwurzelung gekoppelt sind.¹³ Die Interviewten denken »Heimat« nicht nur als territoriales Konzept. Damit widerlegen sie die Vorstellung von Migrantinnen und Migranten als Menschen, die sich fernab ihrer »Heimat« eine neue »Heimat« suchen müssen.¹⁴ Statt einer defizitären Wahrnehmung der Migrantinnen und Migranten als Entwurzelte auf Heimatsuche zeigt sich eine facettenreiche Vielfalt an Heimat und an Praxen der Beheimatung, d.h., wie sich die Menschen in ihrem Leben eingerichtet haben an und zwischen den Orten, wie sich Gefühle von Zuhausesein, Zugehörigkeit und Verbundenheit entwickelt haben. Ein Gefühl von Zuhausesein und Aufgehobenheit lösen in Graubünden die vertraute Umgebung aus, die ruhespendende Natur, die eigenen vier Wände, eine sichere Arbeitsstelle, die sich verwurzelt fühlenden Kinder, das Gegrüsst-Werden auf der Strasse, die nahezu familiäre Einbindung in den Betrieb, die lokale Sprache und neben all diesen Elementen bleiben der Geburtsort und der Ort der Kindheit weiterhin als Heimat bestehen,¹⁵ ergänzt durch andere Lebensstationen, Familienmitglieder und Freunde. Von Heimatlosigkeit kann bei dieser Vielfalt keine Rede sein. Der Heimat sind viele, sowohl territorialer als auch sozialer Art.

-
- 13 Vgl. Bausinger (1990: 77): »Heimat kann (um nur wenig anzudeuten) ganz überwiegend als eine Form der *inneren Einstellung* verstanden und weithin an Erinnerungen festgemacht werden, kann aber auch, als ein Ausdruck von Lebensqualität, an äussere Bedingungen gebunden werden; Heimat kann begründet werden in der *Tradition* und den Traditionen, kann aber auch als Ergebnis *gegenwärtiger Aneignungen* und Auseinandersetzungen verstanden werden.«
- 14 Vgl. zu dieser Tendenz, die Lebensweise von Migrantinnen und Migranten »eher als defizitär oder zumindest problematisch« wahrzunehmen, die Diskussion des Heimatbegriffs von Binder (2008). Binder plädiert für ein Umdenken. Nicht die Definition von Heimat oder deren Dekonstruktion sollte im Zentrum stehen, sondern »die Frage, wo, wie und mit welchen Effekten von und über Heimat gesprochen und vor allem, wem Heimat zugesprochen wird« (ebd. 9). Binder kritisiert, dass mit dem Begriff »Heimat« Zugehörigkeit und Ausgrenzung signalisiert werden. Zielführender ist es Binder zufolge, »Praxen der Beheimatung zu untersuchen, »wie Menschen es bewerkstelligen, dass sie sich an und zwischen Orten »zu Hause« fühlen.« (ebd. 12).
- 15 »Biographische Tiefe« wie Zugehörigkeit durch Geburt und Herkunft, frühkindliche Erfahrungen und Kindheit schaffen ein Gefühl natürlicher Zugehörigkeit (Pfaff-Czarnecka 2012: 37).

Wenn wir hinuntergehen [nach Bosnien], sagen wir: »Wir gehen nach Hause.« Und wenn wir zurückkommen, sagen wir: »Wir gehen nach Hause.« Irgendwie ist es jetzt egal, ob wir unten sind oder hier. (Bojana Ivanić, Ehefrau von Milan Ivanić)

Nach 40 Jahren in der Schweiz nennt das Paar zwei Orte seine Heimat. Dahinter steckt ein jahrelanger Prozess von Loslösung, Entfremdung, Ankommen und Akzeptieren von Veränderungen bis zur heutigen Einstellung. War das Migrationsprojekt des Paares Mitte der 1970er Jahre noch als sehr kurzzeitig gedacht, veränderte sich die Perspektive nach und nach. Die Kinder kamen zur Welt, ein Haus wurde im damaligen Jugoslawien gebaut und Jahr für Jahr wurde die Rückkehr verschoben. Mit dem Ausbruch des Kriegs rückte die Rückkehr in immer weitere Ferne und heute sind die Kinder erwachsen und haben sich ihr Leben in der Schweiz aufgebaut. So sehen auch die Eltern nicht ein, weshalb sie endgültig an den Ort ihrer Kindheit zurückkehren sollten, in ein Land, das es zum Zeitpunkt ihrer Auswanderung noch gar nicht gegeben hatte, denn im Engadin fühlen sie sich zuhause. Wie dieses Gefühl zustande kommt, ist nicht einfach in Worte zu fassen.

Im Engadin ist es irgendwie, ich kenne es irgendwie. Ich kenne sehr viele Leute. Ich habe viele Kontakte. Ich bin nicht verloren. Ich bin hier daheim. (Milan Ivanić)

Die prägende Erfahrung der Fremdheit zu Beginn ist Vergangenheit. Milan Ivanić und viele andere auch kennen sich aus, wissen, wie die Dinge funktionieren und fühlen sich nicht mehr allein. Wichtiger Faktor für ihr Zugehörigkeitsgefühl stellt dabei das Beziehungsnetz in der kleinräumigen Umgebung dar. Wenn Milan Ivanić Skifahren geht, kennt er mittlerweile Einheimische und Stammgäste. »Alle kennen mich«, wiederholt er mehrfach während des Interviews. Der kurze Schwatz in der Seilbahnkabine oder am Skilift bestätigen ihm, dazuzugehören.

Während den einen bereits eine kurze oberflächliche Unterhaltung mit den Nachbarn, Kunden oder Stammgästen ein Gefühl von Zuhause vermittelt, assoziieren andere mit Heimat oder Zuhause-Sein enge Freundschaften oder die physische Nähe zur Familie. Offensichtlich vermögen technologische Errungenschaften wie Video-Telefonie den realen Kontakt nicht (ganz) zu ersetzen. Im Schams bedauern drei Frauen ausdrücklich, keine »richtige« Freundin am Ort zu haben, mit der sie über ihre Gefühle sprechen und sich auch einmal ausweinen können. Andere haben sich daran gewöhnt, ihre Ju-

gendfreundinnen nur gelegentlich während der Ferien zu sehen. Diese leben oft ebenfalls auf der ganzen Welt verstreut und kehren nur selten an ihren Herkunftsort zurück. Enge Kontakte beschränken sich an den heutigen Aufenthaltsorten fast ausschliesslich auf Familienmitglieder oder Lebenspartner. Obwohl Freunde ein wichtiges Element für das Gefühl von Zuhause-Sein darstellen, nennt niemand diesen Aspekt als Grund für das Gefühl der Verbundenheit zum Engadin, Avers oder Schams.

Die sozialen Kontakte vor Ort werden insbesondere von Interviewten im Engadin vorwiegend als oberflächlich beschrieben. Die hohe Arbeitsintensität während der Hochsaison beeinflusst den Aufbau und die Pflege von Freundschaften. Während der Saison hat kaum jemand Zeit dafür, danach verreisen viele und pflegen ihre Kontakte anderswo. Die langen Ferien fördern ein verzweigtes System von Mehrfachzugehörigkeiten und ein Leben im Sowohl-als-auch zwischen Hier und Dort. Engere Beziehungen am Ort bestehen mehrheitlich zu ebenfalls Zugewanderten. Die sogenannten Einheimischen werden von fast allen Interviewten als eher verschlossen bezeichnet. Im Avers und Schams sind Gespräche über den Gartenzaun, unbürokratische gegenseitige Hilfeleistungen und kleine Geschenke in Naturalien üblich. Obwohl auch diese Kontakte aus der Sicht der Interviewten mehrheitlich oberflächlich bleiben, ist eine engere emotionale Verbundenheit erkennbar. Im Unterschied zur touristischen Region ist die Dorfgemeinschaft eher bemüht, die individuellen Fähigkeiten ihrer Bewohnerinnen und Bewohner zu erkennen und zu nutzen. Durch die Bitte um Partizipation drückt sie indirekt ihre Akzeptanz aus.¹⁶

Emotionale Aspekte stehen für die Interviewten im Zentrum, wenn es um Zugehörigkeiten geht. Die formale Zugehörigkeit in Form der Schweizer Staatsbürgerschaft kommt spontan kaum zur Sprache. Von den 29 Interviewten besitzen zehn den Schweizer Pass. Die Hälfte konnte dank der Ehe mit einer Schweizerin oder einem Schweizer von der erleichterten Einbürgerung profitieren. Für alle anderen geht die Antragstellung mit dem Risiko einher, abgelehnt zu werden und dadurch eine offizielle Bestätigung ihrer Nicht-Zugehörigkeit zu erhalten.¹⁷

16 Vgl. 8. Migration als Potenzial für alpine Räume.

17 Vgl. 8.4 Erwünschte politische Partizipation.

Was bringt mir die Schweizer Staatsbürgerschaft? Hat die Vorteile? Hat die Nachteile? Ist das ein Riesenaufwand? Was ist, wenn es abgelehnt wird? (Axel Schneider)

Das Abwägen von Vor- und Nachteilen bringt heute gerade interviewte EU-Bürgerinnen und -Bürger oft zum Schluss, dass eine Einbürgerung nicht unbedingt notwendig ist, solange man nicht politisch partizipieren möchte. Dieser Wunsch ist unter den Interviewten aber wenig akzentuiert. Wenn, dann wünschen sie sich Mitspracherecht auf Gemeindeebene. Die Verbundenheit ist primär lokal oder regional denn national.

Am liebsten würde ich Bündner werden und den Schweizer nimmt man halt noch mit. (Lachen) (Axel Schneider)

Ein auf den ersten Blick überraschendes Argument für den Schweizer Pass fügt Manuel Carvalho an.

Als Schweizer Bürger kann ich in mein Land zurückkehren, wann ich will. (Manuel Carvalho)

Mit dem Schweizer Bürgerrecht erweitert sich sein Handlungsspielraum um die Möglichkeit, seine transnationale Verankerung ungehindert leben zu können. Eine Rückkehr in sein Herkunftsland bedeutet kein endgültiges Abschiednehmen vom Engadin, unabhängig von der Aufenthaltsdauer. Er kann jederzeit wieder dorthin zurückkehren. Gleichzeitig hebt diese Aussage die enge emotionale Verbundenheit mit seinem Herkunftsland hervor. »Sein Land« bleibt Portugal, trotz der vor einigen Jahren erworbenen Schweizer Staatsbürgerschaft.

Diese ausgeprägte Mehrfachzugehörigkeit mit aktivem Engagement an verschiedenen Orten, wie Manuel Carvalho sie lebt, findet sich im Oberengadin öfters. Auch nach jahrelangem Leben im Tal bestehen enge Kontakte zu verschiedenen Bezugspunkten. Die langen Ferien ermöglichen ausgedehnte Aufenthalte und eine stärkere Eingebundenheit an den jeweiligen Orten. Demgegenüber beziehen sich Interviewte im Avers und Schams deutlich weniger auf weitere Referenzpunkte. Ihr Lebensmittelpunkt liegt zurzeit am heutigen Aufenthaltsort. Die affektive Zugehörigkeit hängt aber insbesondere von der erfahrenen Akzeptanz ab.¹⁸

18 Vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft.

5.3 Funktionale Orte und Sehnsuchtsorte

Derselbe Ort hat für seine Bewohnerinnen und Bewohner unterschiedliche Bedeutungen. Geisen (2017: 39) unterscheidet Orte, die für die Migrantinnen und Migranten vorwiegend funktionalen Charakter haben – die Beziehungen sind eher lose, die Orte sind eher zufällig zum Lebensmittelpunkt geworden – von emotional aufgeladenen Sehnsuchtsorten. Waldenfels (1985: 199) nennt diese funktionalen Orte Aufenthaltsorte: »Der Aufenthaltsort ist ein *austauschbarer* Ort, den ich nicht verlieren kann, weil ich ihn nicht habe. Das mehr oder weniger aktuelle Hier ist ein *partiell*es Hier: ich bin nicht mit Leib und Seele hier.« Identifikations- und Sehnsuchtsorte hingegen sind emotional von grosser Bedeutung, oft ist der Herkunftsort ein solcher. Mit der Änderung von Zukunftsplänen, beispielsweise von der Rückkehrorientierung zur Bleibeorientierung, weil sich die Kinder dauerhaft einrichten und eine Familie gründen, ändert sich meist auch die Bedeutung der Orte. Der Herkunftsort wird weniger wichtig (Geisen 2017: 39). Orte mit bisher vorwiegend funktionaler Bedeutung entwickeln sich von Aufenthaltsorten zu Lebensorten im Sinne von Waldenfels.¹⁹ Eine deutliche Trennung von Orten mit funktionalem oder emotionalem Charakter ist jedoch selten möglich. Betrachten wir die Bedeutung der Bündner Wohnsitze für die Interviewten, fallen dennoch regionale Tendenzen auf.

Das Engadin hat für viele Interviewte bis heute eine vorwiegend funktionale Bedeutung – und zwar als Ort, wo sie arbeiten und wo es ihnen möglich ist, ihre Existenz und die ihrer Familie zu sichern. Für einzelne spielen auch familiäre Beziehungen oder die Eingebundenheit in ein soziales Netzwerk eine Rolle. So macht das Engagement von Manuel Carvalho in portugiesischen Vereinen im Engadin einen wichtigen Teil seines Lebens aus, verleiht ihm Status und Anerkennung. Dennoch bleibt sein Identifikations- und Sehnsuchtsort auch nach jahrzehntelangem Aufenthalt im Engadin der Herkunftsort in Nordportugal. Durch das intensive Engagement für die Anliegen der portugiesischen Bevölkerung verlieren die territorialen Grenzen jedoch an Bedeutung. Manuel Carvalhos Aktionsradius wird nicht durch den geografischen Raum definiert. Er unterhält Kontakte zu portugiesischen Institutionen im Herkunftsland, in der Schweiz und anderswo.

Andere sehen das Engadin als eine Lebensstation, die ihnen zurzeit angenehme Lebens- und Arbeitsbedingungen bietet. Eine starke Identifikation

19 Vgl. 3.1 Segmentiertes Leben, Fussnote 10 zu Waldenfels' Definition des Lebensortes.

mit einem bestimmten Ort als Sehnsuchtsort – sei es das Engadin oder ein anderer Ort – ist nicht auszumachen. So finden Thomas Neumann und Juan Rodriguez das Leben im Engadin angenehm, fühlen sich gut und können sich vorstellen, ihre Kinder hier aufwachsen zu lassen. Genauso gut können sie sich aber vorstellen, zukünftig weiterzuziehen an einen noch unbestimmten Ort.

Die Identifikation mit dem Engadin findet sich zwar unter den Interviewten durchaus, sie bleibt aber mehrheitlich funktionaler Natur: das eigene Geschäft, die Sicherheit und Vertrautheit, das Leben im »Zentrum Europas« als Teil einer jungen »europäischen Generation« oder aber auch als Reaktion der Entfremdung vom Herkunftsland, nach jahrzehntelanger Abwesenheit und kriegsbedingten Veränderungen dort. Eine tiefergehende emotionale Identifikation mit dem Ort, den die Marketingstrategen als »Sehnsuchtsort«²⁰ positionieren, lässt sich selten erkennen und wenn, dann meist bewusst temporär. Der Wegzug nach der Pensionierung ist für viele eine Tatsache, die mit erstaunlich wenig Bedauern referiert wird. Zu hoch sind die Lebenshaltungskosten und zu unwirtlich die klimatischen Bedingungen für ältere Menschen. Die Natur im Engadin ist zwar inspirierend und lädt zum Hinausgehen und körperlicher Betätigung ein, die meisten Interviewten fühlen sich wohl am Ort, dauerhaft »zu Hause« fühlen sich aber nur die wenigsten und ein klares Statement für das Engadin als den Wunschwohntort ist nicht zu hören. Die volatile Atmosphäre des Tourismusortes scheint sich auf die Bewohnerinnen und Bewohner zu übertragen. Der Arbeitsmarkt bietet wenig Stabilität, viele Angestellte weilen nur saisonal hier und die persönlichen Beziehungen bleiben oft oberflächlich.

Demgegenüber halten sich im Avers und Schams die funktionale und emotionale Bedeutung zumindest zahlenmässig beinahe die Waage. Mag die funktionale Bedeutung des Ortes zu Beginn bei den meisten im Vordergrund gestanden haben, so spielt diese heute eine untergeordnete Rolle. Mit zunehmender Bleibeorientierung traten rein funktionale Bedeutungen wie eine Arbeitsstelle zugunsten identifikatorischer Faktoren in den Hintergrund. Es gibt zwar solche, deren Identifikations- oder Sehnsuchtsort woanders liegt. Sie leben vorwiegend in der Region, weil sie hier Arbeit oder Familie haben. Auffallend oft sind indessen überzeugte Stimmen zu hören, die sich keinen anderen Ort zum Leben wünschen. Diese Begeisterung ist auch in den Schilderungen der ersten Eindrücke stärker präsent als im Engadin.

20 <https://www.engadin.stmoritz.ch/files/pdf/Die-touristische-Strategie.pdf> (23.7.2020).

Ich war sehr glücklich. Ich kann nicht sagen auf dem Land, weil das nicht auf dem Land ist, weil es nicht flach ist. Aber in den Bergen, in einem kleinen Dorf. Das war das, was ich wollte. Wir wollten nicht in eine Stadt oder in die Agglomeration. Nicht nach Bern oder Zürich, nicht an solche Orte. Lieber in einem Bergdorf. Und deshalb war das gut. Für mich war es ein wenig ein Entkommen von der Schwere der Delinquenz in den Vorstädten. (Jules Dubois)

Ich liebte diesen Ort. Das war genau das, was ich wollte. Ruhe. Nicht so viele Autos. (Lachen) Ich wollte das Einfache, die Ruhe. Ich wollte einfach ein friedliches Leben. (Sumalee Buchli)

Die anfängliche Begeisterung für die Umgebung konnte sich grundsätzlich halten. Die Lebensqualität ist hoch, die Wohnsituation auch für weniger gut Verdienende gut, die Umgebung ruhig und schön und die Wohnlage zentral. Die meisten fühlen sich von der Bevölkerung akzeptiert und identifizieren sich mit ihrem heutigen Lebensmittelpunkt.

Bettina Wagner: Im Moment habe ich kein Verlangen, irgendwie nach Deutschland zurück. In keinsten Hinsicht.

Interviewerin: Warum nicht?

Bettina Wagner: Weil es mir hier gefällt, hier fühl ich mich wohl, hier fühl ich mich heimisch. Ja, wie soll ich das sagen... Also in Deutschland ist es ja nun nicht so, auch was das Berufliche betrifft. Hier habe ich jetzt meine Familie in dem Sinne richtig aufgebaut oder meine Familie richtig gefunden. Ich habe ein festes Leben. Und von da her, das hatte ich eben in Deutschland in dem Sinne nicht.

Dirk Wagner: Nein.

Bettina Wagner: Da musste man jeden Cent dreimal umdrehen und überlegen, kann man sich das leisten oder nicht. Nein, ich finde es schön hier. Und die Familie, ja, wie gesagt, die fährt man regelmässig besuchen, wenn irgendwas ist. Und das war vorher auch nicht so... Die hat ja vorher auch in Hamburg gewohnt. Von daher hätte ich sie auch besuchen fahren müssen. [...]

Interviewerin: Du möchtest auch nicht zurück? [an Dirk Wagner gewandt]

Dirk Wagner: Ich? Nein! Nein!!!!

Interviewerin: Warum nicht?

Dirk Wagner: Was will ich dort? Die Familie ist nicht aus der Welt. Es sind nicht 5000 km, dass wir die nie sehen würden. Ich verdiene mein Geld hier, ich bin hier akzeptiert. Ich kann hier jetzt in dem Job, ich kann selbst

in meinem Alter noch ein wenig aufsteigen, kann noch ein wenig mehr erreichen.

Bettina Wagner: Eben, das ist jetzt Zuhause.

Dirk Wagner: Ja. [...] Schon eigentlich nach einem Jahr zwei sagte ich, warum sollte ich wieder einmal zurück? Ich bleibe da.

Bettina Wagner: Es ist schon manchmal, wenn wir im Urlaub in Deutschland sind und wir gucken in die Gegend, puah, ne, also hier [in Deutschland] nochmals wohnen, nein!

Dirk Wagner: Ja.

Bettina Wagner: Und wenn wir kurz vor der Grenze sind, den Dialekt am Radio hören...

Dirk Wagner: Oh, zu Hause!

Bettina Wagner: (Lachen) Zu Hause!

Dem touristisch als »Sehnsuchtsort« vermarktetem Oberengadin gelingt es den Interviewaussagen zufolge weniger, bei Zugezogenen das Gefühl von emotionaler Identifikation aufkommen zu lassen, als dies im ländlichen Avers und Schams der Fall ist. Um aus einem funktionalen Ort einen Identifikationsort zu schaffen, bedarf es anderer Qualitäten, als der in der Tourismusregion geförderten. Bettina und Dirk Wagner geben Beispiele dafür. Gemeinsames Familienleben, finanzielle Sicherheit, Aufstiegsmöglichkeiten, die Umgebung, Sprache, aber auch im obigen Zitat nicht aufgeführte Aspekte wie die Wohnsituation und die persönlichen Kontakte ergeben für sie ein Arrangement, das nur teilweise vom Ort beeinflusst ist, die Verbundenheit zu diesem aber dennoch stärkt. Die anfangs rein funktionale Bedeutung des Ortes als Ort der Arbeit und der Familienzusammenführung verschiebt sich zu einer emotionalen Verbindung mit dem Ort, mit den Menschen, aber auch mit der Arbeitsstelle, die anfangs einzig zur Existenzsicherung diente und heute Ausdruck für Stabilität ist.

Die Verbundenheit mit dem Ort ist neben persönlicher Affinität mit der Region im wesentlichen Masse durch die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten bestimmt. Im Avers und Schams ist es auch mit tieferen Einkommen möglich, sich den Traum eines eigenen Hauses zu verwirklichen oder zumindest ein Haus oder eine Wohnung zu mieten, die den eigenen Ansprüchen entspricht. Der Kontakt mit der Bevölkerung ist schnell hergestellt und verschiedentlich zeigt sich, wie Potenziale der Zugezogenen erkannt und genutzt

werden.²¹ Diese Form der erwünschten Partizipation ist ein Beweis für die Akzeptanz und stärkt die emotionale Verbundenheit. Im Engadin hingegen sind die Gestaltungsmöglichkeiten – bedingt durch die hohen Lebenshaltungskosten – stärker an das Einkommen gebunden. Wohneigentum kann sich kaum jemand leisten, Aus- und Weiterbildungen sind wegen der grossen Distanz zu den Zentren mit höheren Kosten und höherem Zeitaufwand verbunden. Der saisonale Rhythmus und die tourismusbedingte Oberflächlichkeit der Beziehungen beeinträchtigen die Möglichkeit zur Verwurzelung zusätzlich.

5.4 Praxen der Beheimatung

Damit sich ein funktionaler Ort zum Identifikationsort entwickeln kann, bedarf es neben äusseren begünstigenden Faktoren auch aktiver Aneignung des Ortes²² oder wie Binder es nennt, Praxen der Beheimatung.²³ Es gilt herauszufinden, wie es sich in dieser Region und zwischen den persönlichen Ankerpunkten leben lässt, wie man die Freizeit verbringen und wie man Leute kennenlernen kann. Die aktiven Bemühungen manifestieren sich in den ausführlichen Berichten über das Erlernen ortstypischer Sportarten wie Skifahren oder in der Betonung der Ortskenntnisse und gerade in kleinen Dörfern auch in den Schilderungen von ersten Kontakten im Dorf. Während erste Kontakte in der touristischen Region mehrheitlich über die Arbeit zustande kommen, ergeben sich diese im Avers und Schams bereits beim ersten Schritt aus dem Haus. Im kleinen Dorf oder Weiler ist es unmöglich, unerkannt zu bleiben. Die Sichtbarkeit am Anfang ist enorm.²⁴ Dadurch sind die Migran-

21 Vgl. 8 Migration als Potenzial für alpine Räume.

22 »Aneignung meint sehr allgemein das Erschliessen, Begreifen, aber auch Verändern, Umfunktionieren und Umwandeln der räumlichen und sozialen Umwelt. Aneignung impliziert damit das aktive Handeln des Subjektes, seine Auseinandersetzung mit der räumlichen und sozialen Umwelt, indem es [sic!] diese zu eigen macht und sich gleichzeitig gestaltend in ihr wiederfindet bzw. wiederfinden kann« (Deinet und Reutlinger 2014: 11).

23 Unter Praxen der Beheimatung versteht Binder die Art und Weise, wie sich Menschen an und zwischen Orten einrichten, wie sie ein Gefühl des Zuhause-Seins herstellen und wie Gefühle von Zugehörigkeit und Loyalität entstehen. Der Begriff Beheimatung setzt Binder zufolge Emotionen und soziale Praxen zueinander in Beziehung und bindet Gefühle als fundamentalen Bestandteil in Prozesse der Vergesellschaftung ein (Binder 2008: 12).

24 Vgl. 4.2 Die Neuen im Dorf.

tinnen und Migranten aber sehr schnell auch allen zumindest visuell bekannt und erregen kaum mehr Aufsehen beim Gang durch das Dorf. Umso mehr fallen ihnen kritische Blicke beim Einkauf in der Stadt auf.

Sumalee Buchli: Es ist nicht normal, wenn Leute dir nachschauen.

Interviewerin: Machen sie das hier mehr oder in Chur?

Sumalee Buchli: In Chur. Denn hier kennen sie mich. [...] In der Stadt, speziell alte Leute, die schämen sich nicht, mich und meinen Mann anzustarren, überhaupt nicht.

Mit der Ankunft wird sehr schnell klar, was am neuen Ort anders ist und was man vermisst. Es gilt das zu entdecken, was der Ort stattdessen zu bieten hat. Im Engadin sind das die Natur und die vielfältigen Möglichkeiten, draussen Sport zu treiben. Unter den Interviewten haben Outdoor-Sportarten einen hohen Stellenwert. Sie zählen zu den Haupt-Freizeitbeschäftigungen.²⁵ Zudem sind oder waren zwei Drittel der Interviewten in einem Verein. Die beiden Fussballclubs FC Celerina und FC Lusitanos sind die beliebtesten. José Gonçalves ist überzeugt, dass seine Mitgliedschaft im Fussballclub einen Grundstein zu seiner erfolgreichen beruflichen und gesellschaftlichen Integration legte. Ihm zufolge wurde er als Achtzehnjähriger dort sozialisiert. Schnell lernte er Verhaltensweisen der gleichaltrigen Schweizer kennen und sich – wenn nötig – davon abzugrenzen. Er baute ein bis heute bestehendes Netz an Freundschaften auf. Wenn José Gonçalves von seinen Geschäftsbeziehungen spricht, weist er wiederholt auf ein Mannschaftsfoto aus den 1980er Jahren, das über uns an der Wand hängt. Durch den Fussballclub lernte er Schlüsselpersonen aus der Region kennen, mit denen er bis heute beruflich und privat verbunden ist.

Im Avers und Schams ist die Auswahl an organisierten Freizeitaktivitäten klein. Dennoch haben fast alle Interviewten zumindest ein Freizeitangebot ausprobiert. Die Palette reicht von der Dorfmusik und den Chören über den Turnverein bis zu Zumba, Unihockey und Kompostiergruppe. Verbreitet sind in dieser Region auch freiwillige Engagements wie die Mithilfe beim Heuen oder bei der Organisation eines Anlasses, aber auch das Einbringen der eigenen Qualitäten. Der Hobby pianist erteilt dem Nachbarsjungen Klavierunterricht, der Alphirt fotografiert an Sportanlässen.²⁶ Gerade diese individuellen Formen von Mitwirkung gehen bei den Interviewten mit einer enge-

25 Vgl. 3.3 Inspirierende Aussichten.

26 Vgl. 8 Migration als Potenzial für alpine Räume.

ren Verbundenheit zum Ort einher. Manche lernten durch ihre Teilnahme am Gemeinschaftsleben schnell Leute kennen und wurden zu weiteren Aktivitäten eingeladen. Blosser Partizipation garantiert aber noch keine tiefergehende Akzeptanz.²⁷ Und wie viele andere Talbewohnerinnen und Talbewohner auch verspüren die meisten Interviewten nicht so sehr das Bedürfnis nach Vereinszugehörigkeit, sondern schätzen die spezifischen Qualitäten der Region wie Ruhe und landschaftliche Schönheit. Nach der Arbeit ziehen sie sich gern in ihre vier Wände zurück oder gehen spazieren.

Die Vorliebe für Ruhe und Natur betonen viele Interviewte in beiden Untersuchungsregionen. Die Charakteristika des Ortes entsprechen diesem Bedürfnis und haben vermutlich auch ihre Migrationsbiographie beeinflusst. Wem es zu ruhig war, wer den Austausch mit Seinesgleichen vermisste und sich nicht mit dem Ort identifizieren konnte, ist vermutlich wieder weggezogen.²⁸ Als Fernanda Jörg eine Ausbildung in der Region Zürich begann, wurde ihr erstmals bewusst, was ihr im Engadin fehlte. Heute lebt sie mit ihrer Familie im schweizerischen Mittelland.

Wenn ich aus dem Engadin am Walensee ankam, öffnete sich der Horizont. Ich fühlte es im Körper, wie wenn ich besser atmen könnte. Ich begann die Enge des Tales zu fühlen. Im Kopf, in mir. Mir fehlten philosophische Gespräche mit den Leuten, weisst du. Ich integrierte mich auf verschiedene Arten. Ich ging in den Turnverein. Aber ich fand keine Frauen, die... und nachher, als ich Kinder hatte, die Gespräche interessierten mich nicht! [...] Ich begann zu studieren und ich begann zu merken, es war so hart zurückzukehren für mich nach dieser Woche. Ich war eine zerrissene Person. Auf der einen Seite meine Familie, auf der anderen Seite... Ich wollte mit meiner Familie sein, aber ich wollte nicht an diesen Ort! Ich wollte nicht! Auf der anderen Seite konnte ich die Schönheit des Ortes sehen. Ich finde diesen Ort schön! Schön! Ich fuhr Velo, ich machte Langlauf. Die Schönheit des Ortes. Sils ist mein Lieblingsort. Ich liebe diesen Ort. (Fernanda Jörg)

Die portugiesischen Vereine im Engadin

Eine Sonderstellung unter den Praxen der Beheimatung nehmen im Oberengadin die portugiesischen Vereine ein. Aus der grossen portugiesischen Be-

27 Vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft.

28 Solche Personen zu finden, war nicht einfach. Im Engadin ist es dennoch gelungen, zwei Personen zu interviewen, die nach mehreren Jahren in der Region den Entschluss zum Wegzug fassten.

völkerung im Tal sind im Laufe der Jahre verschiedene hervorgegangen. Ein Elternverein setzt sich hauptsächlich für den Portugiesischunterricht für die Kinder ein.²⁹ Die Radfahrer treffen sich im Club »Amigos da Pedalada«, einige Frauen haben sich im Club der »Amigas solidárias« zusammengeschlossen. Die katholische Messe auf Portugiesisch in Pontresina und St. Moritz wird vom portugiesischen Kirchenchor untermalt. Im Clublokal des FC Lusoitanos in Samedan treffen sich Portugiesinnen und Portugiesen – so auch der »Club Português da Engadina« – zum Essen, Trinken, Schwatzen oder zum preiswerten portugiesischen *cafezinho* vor vertrauter Kulisse mit Fussballübertragungen und *telenovelas*. In erster Linie suchen die Gäste aber die Gemeinschaft, den Kontakt mit ihresgleichen, einen Ort, wo sie sich sicher fühlen, weil sie Sprache und Verhaltenskodex kennen.

Im Club fühlen wir uns zuhause. Das Vereinslokal ist das Haus unserer Gemeinschaft, wo sich die Gemeinschaft trifft, wo wir unsere Sachen machen. [...] Wenn sich die Leute sicherer fühlen würden, würden sie auch öfter in die Cafés und Restaurants gehen. (Manuel Carvalho)

Regelmässig werden Feste gefeiert und gemeinsam Feiertage begangen. Früher war das Vereinslokal stärker frequentiert. Manuel Carvalho interpretiert den Besucherrückgang folgendermassen:

Früher wurden die Vereinslokale besucht, um Fussballspiele zu schauen. Denn diese Lokale waren die ersten, die Kabel-TV oder Parabolantennen für die Übertragung der Spiele hatten. Jetzt haben alle Leute das und sie finden, ach, wir bleiben gemütlich zu Hause. Wir müssen innehalten nach den Arbeitstagen, die wir haben. Wir müssen wirklich in unseren vier Wänden sein und uns ausruhen. Und das führt auch dazu, dass es nicht mehr diesen Zusammenhalt, dieses Treffen gibt. Aber das ist normal. Am Anfang, als wir hierherkamen, mussten wir Leute treffen. Mit der Zeit passten wir uns ans System an und brauchten das nicht mehr so sehr. Jetzt können wir schon besser allein sein. (Manuel Carvalho)

Der Besucherrückgang hat also nicht nur mit technischen Neuerungen und der verbesserten Infrastruktur jedes Einzelnen zu tun. Manuel Carvalho führt ihn auch auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen zurück sowie auf die allmähliche Anpassung an die hiesigen Gepflogenheiten. Viele vermissen zu Beginn in der Fremde das gewohnte soziale Umfeld stärker und suchen deshalb

29 Heimatliche Sprache und Kultur (HSK).

Kontakt innerhalb der eigenen Gemeinschaft. Heute können die fehlenden realen Kontakte jedoch über die virtuellen sozialen Netzwerke zumindest teilweise kompensiert werden. Fast alle Befragten nutzen diese regelmässig, um mit Familie und Freunden in Kontakt zu bleiben. Der Gang in den Club ist deshalb weniger dringend. Ein weiterer Grund dafür, dass von den über 2000 Portugiesinnen und Portugiesen im Engadin nur relativ wenige das Clublokal und laut Manuel Carvalho »nur« etwa ein Drittel die dortigen gross angekündigten Feste besucht, liegt auch in der Struktur der portugiesischen Bevölkerung im Engadin begründet. Diese ist nämlich keineswegs homogen. Viele Portugiesinnen und Portugiesen im Oberengadin stammen aus derselben Region in Nordportugal, oft gar aus derselben Gemeinde. Sie bilden in den Vereinen die Mehrheit. Landsleute aus anderen Regionen fühlen sich dort oft nicht wohl oder betonen ihre unterschiedliche Herkunft. Manche distanzieren sich ausdrücklich von diesen Vereinen. Es scheint sich dabei um regionale Spannungen und Mentalitätsunterschiede zu handeln, aber auch um Stadt-Land- und soziale Unterschiede. Unterschiedliche Bildungshintergründe und Startbedingungen führen ebenfalls zu Differenzen. Es kann deshalb nicht von »der portugiesischen Gemeinschaft« gesprochen werden.

Fátima da Silva: Als ich kam, war ich sehr scheu. Ich kam besser aus mit den Schweizern als mit den Portugiesen. Weil die Portugiesen sind alle von Tarouca. Und ich kannte niemanden. Jetzt ist es einfacher. Ich bin schon offener. Aber am Anfang war ich lieber mit den Italienern und Schweizern als mit den Portugiesen zusammen. Ich kannte niemanden [keine Portugiesinnen und Portugiesen]. Es war nicht einfach, mich zu integrieren.

Interviewerin: Wurdest du als die von der Stadt angesehen?

Fátima da Silva: Ja, die von der Stadt. Sie sagten, ich sei das Mädchen aus der Stadt. Ich integrierte mich besser mit Schweizern. Denn ich arbeitete im Service. Ich war eine der wenigen Portugiesinnen, die im Service arbeitete. Deshalb wurde ich als etwas Spezielles angeschaut. Ich integrierte mich besser mit den österreichischen, italienischen und schweizerischen Kollegen als mit den Portugiesen. Mit den Portugiesen viel später, als mehr kamen, die im Restaurant arbeiteten. Aber die meisten arbeiteten in den Zimmern, in der Küche, auf dem Bau. Deshalb wurde ich ein wenig angeschaut wie eine Ausserirdische. Am Anfang kannte ich niemanden. Ich hatte niemanden, der aus der gleichen Region kam. Deshalb fand ich es besser, mit den Schweizern zusammen zu sein.

Die portugiesischen Vereine erreichen nicht die gesamte portugiesische Bevölkerung, obwohl sie ihre Offenheit betonen und sich bemühen, ein breites Publikum auch anderer Nationalitäten anzuziehen. Sie präsentieren sich am Dorfmarkt in Pontresina – einem wichtigen gesellschaftlichen Ereignis in der Region – und kommunizieren ihre Veranstaltungen öffentlich. Dennoch bleiben sie an ihren Festen mehrheitlich unter sich und im FC Lusitanos dominieren die portugiesischen Spielerinnen und Spieler. Die dezidierte Distanzierung mancher Portugiesinnen und Portugiesen von der auch von ihnen so genannten »portugiesischen Gemeinschaft« bezieht sich insbesondere auf Verhaltensweisen, die den Portugiesen in Form von Vorurteilen zugeschrieben werden. Sie distanzieren sich von jenen, die »ständig Streit suchen« und von jenen, die »sich verschulden, um ein noch besseres und noch neueres Auto zu haben.« Sie beklagen sich über den Klatsch und Tratsch, der innerhalb der »Gemeinschaft« herumgeboten werde.

Sie kommen hierher, streiten auf der Strasse miteinander, sprechen laut... ich glaube, das hat den Portugiesen sehr geschadet. Denn es hat sehr viele von ihnen hier. Sie kommen hierher, kaufen ein Auto, weil der Freund, der schon hier ist, ein sehr gutes Auto hat. Und dann müssen sie ein noch besseres Auto kaufen. Wenn der Freund das Auto wechselt, müssen sie auch ein besseres Auto kaufen. So ist es. Sie leben im Prinzip so, abhängig von den anderen und nicht für sich. [...] Sie haben diese Manie zu zeigen: »Ich bin besser als die anderen, ich bin reich.« Aber wenn sie reich wären, wären sie nicht hier, sondern in Portugal. (Pedro da Cunha)

Trotz aller Kritik aus den eigenen Reihen üben die portugiesischen Vereine wichtige Funktionen aus. Sie dienen Institutionen aller Art als Anlaufstelle, wenn es darum geht, mit der portugiesischen Bevölkerung in Kontakt zu treten. Für diese bietet insbesondere der »Club Português da Engadina« wichtige Dienstleistungen an. So ist es dem Engagement einiger weniger sehr aktiver Mitglieder zu verdanken, dass das portugiesische Konsulat einmal monatlich von Zürich ins Engadin kommt. Die portugiesische Bevölkerung kann dann ihre administrativen Geschäfte vor Ort erledigen und muss nicht eine lange und kostspielige Reise nach Zürich auf sich nehmen. Möglicherweise hat aber die starke Fokussierung auf diesen Club als erstem Ansprechpartner der portugiesischen Bevölkerung zur Folge, dass sich viele Portugiesinnen und Portugiesen nicht angesprochen fühlen, da sie sich nicht mit dem Club identifizieren. Für ein Gelingen von Integrationsprojekten müssten auch Schlüsselpersonen beigezogen werden, die diese Menschen erreichen.

Kompensation als Aneignungsstrategie

Bei näherer Betrachtung der Strategien zur Aneignung bestätigt sich Binders Ansicht, dass das Sich-Einrichten nicht nur an den Orten, sondern auch zwischen den Orten geschehen kann (Binder 2008). Man kann sich an einem Ort durchaus auch einrichten, indem man ihn zuweilen verlässt. Eine Form der Aneignung ist das Ausloten der sich bietenden Möglichkeiten in der weiteren Umgebung. Was vor Ort nicht zu haben ist, suchen sich die Menschen anderswo.³⁰ So fahren die Interviewten aus der Region hinaus, um beispielsweise Konsumwünsche zu befriedigen, in Italien oder dem Tessin etwas »Italianità« zu geniessen, im Fall vom Avers und Schams in der Stadt wieder einmal »Leute zu sehen« oder um sich weiterzubilden. Im Laufe der Jahre entdecken die Interviewten die Möglichkeiten in ihrer Umgebung und es gelingt den meisten, in diesem erweiterten Aktionsradius ihre Bedürfnisse abzudecken. Zur Kompensation dienen auch die Ferien, in denen weiter entfernte Destinationen besucht werden können. Nicht kompensiert werden kann hingegen der Mangel engerer Freundschaften vor Ort. Insbesondere jüngere Interviewte im Avers und Schams vermissen diese. Ihnen zufolge fehlt es an Begegnungsorten, aber schlichtweg auch an jungen Menschen, die an neuen Bekanntschaften interessiert sind. Aleksandra Mani hat denn ihre Ausbildung nicht nur begonnen, um sich beruflich weiterzuentwickeln, sondern auch, um sich ein eigenes – vom Bekanntenkreis ihres Mannes unabhängiges – Beziehungsnetz aufzubauen. Dafür verlässt sie die Region unter der Woche. Das Weggehen gehört in ihrem Fall zur Strategie, sich am Ort längerfristig einzurichten.

Und schliesslich kann auch Arbeit als wichtiges Migrationsmotiv zur Beheimatung beitragen. Zwar verspricht der Arbeitsmarkt in beiden Untersuchungsregionen wenig Stabilität. Den meisten Interviewten ist es aber gelungen, ihre berufliche Situation im Laufe der Jahre zu festigen und in ein Tätigkeitsfeld vorzustossen, das ihren Interessen entspricht. Sie sind heute in stabilen Arbeitsverhältnissen oder (teil-)selbstständig. Im Oberengadin erfolgte die Konsolidierung vielfach durch langen Verbleib bei demselben Arbeitgeber oder durch den Schritt in die berufliche Selbstständigkeit. Im Avers und Schams werden diese Strategien durch berufliche Weiterbildung ergänzt. Knapp ein Drittel der Interviewten wählte den Weg in die (Teil-)Selbstständigkeit. Dabei fällt auf, dass alle ihr Angebot an die spezifischen Bedürfnisse

30 Vgl. 6.1 Peripherie kompensieren.

der Region anzupassen und mit ihren Kompetenzen zu verbinden wussten.³¹ Trotz meist sehr hoher Arbeitsbelastung zeigen sich die Selbstständigen zufrieden mit ihrer Tätigkeit und gleichzeitig mit der Region verbunden.

5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft

Das Gefühl der Zugehörigkeit ist eng verbunden mit Akzeptanz. Wer sich akzeptiert fühlt, fühlt sich auch zugehörig, wer Ablehnung verspürt, tut sich schwer damit.³² Das Ausmass an Akzeptanz gilt für die befragten Migrantinnen und Migranten als Gradmesser für ihre Zugehörigkeit. Und wenn die Interviewten von Integration sprechen, meinen sie in erster Linie Akzeptanz.³³ Die strukturelle Integration in den Arbeitsmarkt ist natürlich erwünscht, was die Leute aber in ihrem Selbstverständnis viel tiefer beeinflusst, ist das Gefühl, akzeptiert zu sein, und zwar nicht nur als Arbeitskraft, sondern als Mensch. Erst dann kann sich auch ein Gefühl von Ortsverbundenheit einstellen. Damit schreiben sie der Gesamtgesellschaft eine zentrale Rolle für die Bildung oder auch Verhinderung eines Zugehörigkeitsgefühls zu und bestätigen die geläufige Auffassung von Integration – eine einheitliche Definition gibt es nicht – als einem wechselseitigen Prozess, der von den Zugewanderten den Willen zur Teilhabe am wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben und gleichzeitig Offenheit von der Aufnahmegesellschaft fordert.³⁴ Die gesamtgesellschaftliche Verantwortung ist zwar im Schweizerischen Ausländergesetz festgeschrieben, Integrationsprogramme fokussieren jedoch mehrheitlich auf die Migrationsbevölkerung und deren sprachliche und berufliche

31 Vgl. 8.5 Von Migrantinnen und Migranten lernen.

32 Vgl. Jentsch und Simard (2009: 190): »Hostile or indifferent attitudes towards immigrants and their families manifested by other community members resulted in a lack of involvement in community life and meant that immigrants and their families did not feel a sense of belonging. They were likely to leave again.«

33 Vgl. dazu die Studie von Halm und Sauer (2017). Als Interviewerin vermied ich bewusst den Begriff »Integration«, der per se eine Unterscheidung zwischen »Fremden« und »Einheimischen« insinuiert und somit die Auffassung des Andersseins und der Nicht-Zugehörigkeit verfestigt (vgl. Schmid 2015).

34 Bundesgesetz über die Ausländerinnen und Ausländer (AuG) vom 16. Dezember 2005, Art. 4 (<https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20020232/index.html#a4>, 23.7.2020): »Die Integration setzt sowohl den entsprechenden Willen der Ausländerinnen und Ausländer als auch die Offenheit der schweizerischen Bevölkerung voraus.«

Integration. Die Offenheit der ansässigen Bevölkerung einzufordern und zu fördern ist ein schwierigeres Unterfangen. Nach wie vor scheint die Bereitschaft gering, mit den positiven Effekten der Zuwanderung zugleich auch die Veränderung der Gesamtgesellschaft zu akzeptieren und mitzugestalten. Die bestehenden Integrationsprogramme sind fraglos notwendig und auch wirkungsvoll. Für das subjektive Empfinden der Zugehörigkeit sind sie aber nicht ausreichend. Reduziert sich die Akzeptanz bloss auf die Person als Arbeitskraft, wird dies als Zurückweisung empfunden.

In der kleinräumigen Umgebung avanciert das Gegrüsstwerden auf der Strasse zum ersten Indikator für Akzeptanz und motiviert zur Teilnahme am Gemeinschaftsleben.³⁵ Das Grüssen ist in beiden Untersuchungsregionen üblich, wobei in der touristischen Region Unterschiede je nach Grösse der Ortschaft bestehen. Dennoch grüssen sich auch im urban anmutenden St. Moritz Bekannte auf der Strasse. Umso mehr empfinden Interviewte das Nicht-Gegrüsstwerden als Rückweisung.

Wir sehen uns jeden Tag und wir sind uns weiterhin fremd. Es ist unannehmbar, dass Gäste mich im Restaurant grüssen und auf der Strasse kennen sie mich nicht, sagen mir nicht »Guten Tag« und ich mache schliesslich dasselbe. Es braucht mehr Zusammenleben. (Manuel Carvalho)

Wer – wie Manuel Carvalho – durch die Arbeit sichtbar ist, den sollte man im Dorf eigentlich kennen. Seit Jahren engagiert er sich für die portugiesische Bevölkerung im Engadin und für deren gesellschaftliche Akzeptanz. Er ist medial regelmässig auf lokaler, regionaler und gelegentlich auch nationaler Ebene präsent. Als langjähriger Chef de Service eines von der Bevölkerung gut frequentierten Restaurants ist es umso erstaunlicher, dass er auf der Strasse nicht erkannt und gegrüsst wird. Diese »Unsichtbarkeit« ausländischer Arbeitskräfte kritisiert auch Eva Lang.

Es ist wichtig, dass bekannter wird, dass der Tourismus im Oberengadin ohne die vielen ausländischen Arbeitskräfte nicht funktionieren könnte. Es wäre schwierig, Schweizer zu finden, die all diese Arbeit tun. Das sollte den Leuten bewusster sein. (Eva Lang)

Insbesondere Portugiesinnen und Portugiesen scheinen von dieser »Unsichtbarkeit« betroffen zu sein. Als grösste Herkunftsgruppe in der Region fühlen sie sich meist als Einheit und nicht als Individuen wahrgenommen und

35 Vgl. Machold et al. (2013: 103).

zunehmend auch stigmatisiert. Als Arbeitskräfte geniessen sie nach wie vor einen guten Ruf, bei der Wohnungssuche spüren sie Vorurteile. In den letzten Jahren verbreitete sich die Meinung, sie seien laut und unordentlich. Gegen eine solche negativ konnotierte Ethnisierung, die mit einer subtilen Exklusion einhergeht, wehren sich alle Interviewten und distanzieren sich vehement davon.³⁶

Die saisonal stark schwankende Einwohnerzahl und die hohe Bevölkerungsfuktuation im Oberengadin führen zu einer Unverbindlichkeit, die es gerade neu Zugezogenen schwer macht, Kontakte zu knüpfen und ein engeres Beziehungsnetz aufzubauen. Den sogenannt Einheimischen³⁷ wird von den Interviewten fast durchwegs grosse Zurückhaltung attestiert. Eine Freundschaft mit Einheimischen wird dementsprechend im Gespräch als etwas Besonderes hervorgehoben. José Gonçalves fühlt sich nicht wegen seiner Staatsbürgerschaft als Schweizer, sondern:

Wenn ich ins Dorf gehe, ich weiss fast bei jedem, wer er ist, Vorname und Nachname. Und jeder, hundert Meter von mir entfernt ruft: »Hey José, wie geht's dir?«, egal welche Ausbildung er hat. An einem Tag war ich spazieren, da kam der Gemeindepräsident und sagte: »Hey José, was machst du? [...] Komm schauen, wie mein Haus aussieht.« Er ist ein Haus am Bauen. Er hat mich auch zur Einweihung eingeladen. Ich konnte nicht kommen. Er brachte mir eine Flasche Wein. [...] Darum sage ich, wenn ich schon von den Leuten geschätzt werde, finde ich, dass mich die Leute auch angenommen haben als Einheimischen, als einen, der hier geboren ist. (José Gonçalves)³⁸

»Akzeptanz« ist also aus Sicht der Interviewten zentraler Indikator für »Integration«. Die Definition von Akzeptanz und Integration ist unter den Interviewten aber unterschiedlich. Während die einen sich bereits sehr gut inte-

36 Vgl. Zinn-Thomas (2010: 241).

37 Der Begriff »einheimisch« wird von den Interviewten sehr ähnlich verwendet. Einheimisch sind demnach die, die von alters her aus dem Ort stammen oder hier geboren sind. Zuzügerinnen und Zuzüger aus anderen Regionen der Schweiz werden nicht als »einheimisch« bezeichnet. Durch lange Aufenthaltsdauer, aktive Partizipation am Dorfleben und enge soziale Kontakte zur einheimischen Bevölkerung gelingt es einigen Interviewten, als »Fast-Einheimische« gesehen zu werden und sich selbst so zu sehen.

38 Wie zur Bestätigung seiner Aussagen schaut während des Interviews ein Freund im Geschäft vorbei, der dem Namen und Dialekt nach als Einheimischer bezeichnet werden kann, und fragt, wann mein Interviewpartner wieder einmal Tennis spielen komme.

griert fühlen, wenn sie von vielen Leuten auf der Strasse begrüsst werden und auch oberflächliche Bekanntschaften als Freunde bezeichnen, vermissen andere engere Freundschaften. Sie merken, dass sie trotz aktiver Bemühungen zur Teilnahme am sozialen Leben nicht über oberflächliche Kontakte hinauskommen und fühlen sich deshalb fremd und nicht wirklich akzeptiert.

Ich weiss, dass ich, auch wenn ich perfekt Dialekt spreche, immer Ausländerin bleiben werde. [...] Wir machen eine Party zusammen. Schweizer, Einwanderer, zusammen, etwas trinken, schlitteln. Man hat Spass. Wenn die Leute etwas trinken, ein oder zwei Bier, sind sie lockerer. Dann ist es anders. Und am nächsten Tag trifft man sich wieder auf der Strasse. Dann bin ich froh, wenn die Leute mich überhaupt grüssen. Da kommt nichts mehr. Das ist nicht, dass die Leute etwas aufbauen und dann entwickelt sich eine Beziehung. Da ist man wieder auf der gleichen Stufe wie ein Tag vorher. Das ist für mich so schade. Weil, ich werde hier wahrscheinlich mein ganzes Leben verbringen. Und ich werde auch mit diesen Leuten immer wieder etwas zu tun haben. Ja, ich mache jetzt diese Schule auch, weil ich den Kreis meiner eigenen Bekannten vergrössern möchte. Ich brauche das, dass sie mich akzeptieren. (Aleksandra Mani)

Im Engadin führen die Interviewten die Schwierigkeit, engere Beziehungen mit den Einheimischen aufzubauen, auf den unverbindlichen Charakter einer vom Tourismus geprägten Lebensweise zurück. Die Bevölkerungszusammensetzung ändert sich ständig, viele wohnen nur temporär am Ort. Deshalb seien die Kontakte unverbindlicher und die Einheimischen verhielten sich zurückhaltend, so die Aussage. Engere Beziehungen bestehen denn auch mehrheitlich zu ebenfalls Zugezogenen oder Stammgästen.

Avers und Schams kennen keine solche Bevölkerungsfluktuation und dennoch konstatieren Interviewte auch dort eine Zurückhaltung der Einheimischen gegenüber Zugezogenen. Es ergeben sich zwar schnell Kontakte, diese bleiben aber meist oberflächlich. Mehrfach wird dabei zwischen der älteren und jüngeren Generation unterschieden. Der älteren Generation wird mehr Offenheit beschieden. Roberto Conti führt dies darauf zurück, dass diese an die Zusammenarbeit mit Italienern gewöhnt war. Diese arbeiteten bei Bauern, im Steinbruch und in den 1960er Jahren im Kraftwerkbau. Sie hätten deshalb eine engere Beziehung zu den Italienern und sprächen auch gut Italienisch. Die Jüngeren nähmen »Fremde« primär als Touristen wahr. Der Kontakt zur älteren Generation fällt auch jüngeren Zugewanderten relativ leicht. Der Zugang zu den Jungen ist aber bislang niemandem gelungen. Zum ei-

nen gibt es wenige Junge vor Ort, viele seien Wochenaufenthalter und kaum am Kontakt mit Zugezogenen interessiert. Zum anderen vermuten Einzelne auch eine gewisse Angst vor Konkurrenz bei der Partnersuche als Grund für die Zurückhaltung, wollen diesen Aspekt aber nicht überbetonen.

Zwei Drittel der Interviewten besuchen oder besuchten ein Freizeitangebot in der Region, immer auch mit der Hoffnung, Leute kennenzulernen. Die an Mitgliederschwund leidenden Chöre und die Dorfmusik im Schams sind offen für Neumitglieder und wer auch an den über die Proben hinausgehenden Anlässen teilnimmt, kennt innert kurzer Zeit »das halbe Tal«. Die aktive Teilnahme am Gemeinschaftsleben und das Einbringen der eigenen Qualitäten fördert die Akzeptanz. Dennoch ist Partizipation allein noch kein Garant für die Akzeptanz und einen neuen Freundeskreis.³⁹ Über misslungene Versuche der Integration in eine Gruppierung äussern sich die Interviewten sehr zurückhaltend und machen immer auch ihr eigenes Verhalten oder Unvermögen dafür verantwortlich.

Ich habe schon versucht ins Fitnesszentrum zu gehen. Aber allein habe ich keine Motivation. Ich habe schon versucht, ins Zumba zu gehen. Aber ich war nicht so motiviert, weil ich fast niemanden kannte und mich auch nicht in die Gruppe integrieren mochte. Ich fand nicht, dass es das war, was ich wirklich gerne mache. (Maria da Silva)

Eine im Prinzip obligatorische Partizipation erfordert die Feuerwehrpflicht für Niedergelassene und Jahresaufenthalter. Sie kann jedoch durch eine sogenannte »Pflichtersatzabgabe« abgegolten werden. In den Interviews kommt diese Form der Teilnahme am Gemeindeleben selten zur Sprache. Die Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen, und die dem Milizsystem zugrunde liegende Idee des Dienstes an der Allgemeinheit motivierten zwar einzelne Männer zur Teilnahme. Die Gemeinschaft der Feuerwehrleute scheint aber meist gefestigt, gegenüber Neumitgliedern tendenziell distanziert oder die Truppe gibt an, keine weiteren Feuerwehrleute zu benötigen. Dennoch äussert niemand offen Kritik. Männer, die ihrer Feuerwehrpflicht eine Zeit lang nachkamen, gaben als Gründe für den Austritt enttäuschte Erwartungen, Zeit-

39 Zum selben Schluss gelangen Kirchhoff und Bolte (2015: 190): »Gerade in kleinen Städten und Gemeinden können Vereine Prozesse der gesellschaftlichen Inklusion befördern, wie auch Prozesse der Exklusion verfestigen, indem sie sich gegenüber den Zugewanderten öffnen oder verschliessen.«

mangel und körperliche Beschwerden an. Einzig Axel Schneider fühlte sich gut aufgenommen.

Axel Schneider: Was vielleicht auch noch kontaktfördernd ist, ist die Feuerwehrpflicht. Jeder Haushalt muss jemanden stellen für die Feuerwehr oder Pflichtabgabe zahlen. Und da war für mich klar, da mach ich mit. Ich habe da meinen Plausch dabei, heute noch. Das ist so ein Dienst an der Allgemeinheit, ein wichtiger sogar.

Interviewerin: An all diesen Orten wurdest du offen aufgenommen? Das war nicht so: »Was macht der Fremde hier?«

Axel Schneider: Nein! Nein! Nix! Die wussten ja, wer ich bin, im Prinzip. Die wussten vielleicht nicht, dass ich Axel heisse, aber die kannten mich.

Akzeptanz und erweiterter Freundeskreis durch Partizipation in der Freizeit ist zwar möglich, stellt sich aber nicht zwangsläufig ein. Während sich für einzelne tragfähige Netze aus ihrer Partizipation in lokalen Vereinen ergeben haben, fühlten sich andere nicht sonderlich willkommen und zogen sich deshalb wieder zurück.⁴⁰ Die Forderung der Politik, Migrantinnen und Migranten sollten sich aktiv am Gemeindeleben beteiligen, läuft unter diesen Bedingungen ins Leere. Zumindest unter den Interviewten findet sich kaum jemand, der das nicht versucht hätte. Die Türen der Vereine stehen zwar allen offen, die Resonanz war aber oft nicht wie erhofft. Konsequenterweise änderten die Betroffenen die Strategie und suchten sich andere Formen der Freizeitgestaltung. Die kantonale Integrationskommission formulierte 2012 »Leitlinien zur Integrationsförderung von Ausländerinnen und Ausländern in Graubünden«.⁴¹ Darin definiert sie Handlungsfelder der Integrationsförderung und misst dem Zusammenleben neben der beruflichen Integration einen wichtigen Stellenwert bei. Für das Zugehörigkeitsgefühl ist dieser Aspekt – wie wir bereits gesehen haben – von zentraler Bedeutung. Die Forderung nach Sensibilisierung von Vereinen und Institutionen im Umgang mit Vielfalt ist gerechtfertigt, aber nicht ausreichend. Die Interviewten fühlen

40 Gemäss Ladner und Bühlmann (2007: 91) hängen Vereinsmitgliedschaft und Verbundenheit eng zusammen: »Vereinsmitgliedschaft führt zu stärkerer Einbindung in die Nachbarschaft und zu stärkerer Bindung an die Gemeinde.« Diese Aussage trifft nur bei erfolgreicher sozialer Integration in den Verein zu. Ladner und Bühlmann wählten für ihre Studie Personen nach dem Zufallsverfahren aus, während diese Studie sich auf Migrantinnen und Migranten beschränkt.

41 https://www.gr.ch/DE/themen/Integration/Pdf/integrationsleitlinien_de.pdf (23.7.2020).

sich in den Vereinen zwar freundlich empfangen, berichten nicht von offener Ablehnung, die meisten fühlen sich aber dennoch als Fremdkörper. Die »alteingesessenen« Vereinsmitglieder bleiben oft unter sich. Staatliche oder private Initiativen zur Förderung der sozialen Integration vermögen an der Einstellung und am Verhalten der einzelnen Personen wenig zu ändern.⁴² Der Zugang gelingt über einzelne offene Vereinsmitglieder, die in die Gemeinschaft einführen. Gemäss den Erfahrungen jener, die sich gut akzeptiert fühlen, braucht es in erster Linie viel Zeit, aber auch viel Eigeninitiative, um immer wieder den ersten Schritt zu tun und aktiv am Gemeindeleben teilzunehmen, sowie offene Einzelpersonen, die als Türöffner dienen.

Interviewerin: Du hast gesagt, du hast dich integriert. Hast du das bewusst gemacht? Hast du bewusst Kontakt gesucht?

Dirk Wagner: Nein. Das hat sich bei mir durch Zufall ergeben, dadurch, dass ich am Anfang im Hotel gewohnt und im Restaurant gegessen habe. Und dann wird das halt immer mehr. Und dann haben sie halt mal gefragt, kommst du mit grillieren. Dann war einmal das Aufrichtfest von der Turnhalle gewesen oder vom neuen Schulhaus. Dann ist man mit denen dagesessen. Dann hat sich das alles so vermischt. Also das ist nicht so, dass sie mit offenen Armen dagestanden haben und »Oh! Du bist denn super!« Das schon noch nicht. Offenheit ist dann schon eher... zurückhaltend waren sie schon. Und so eng rein kommt man doch nicht. (Dirk Wagner)

Das Gefühl von Zugehörigkeit und Akzeptanz vermitteln also eher die alltäglichen Begegnungen. Ein kurzer Schwatz auf der Strasse, die spontane Einladung zu einem Fest oder der Arbeitskollege, der nach erfolgreichem Angelausflug einen Fisch vorbeibringt. Interviewte, die von sich sagen, sehr gut integriert zu sein und als Einheimische behandelt zu werden, leben meist seit mehreren Jahrzehnten am Ort und engagieren sich in der Gemeinschaft. Das Einbringen der eigenen Qualitäten für die Gemeinschaft schafft Anerkennung

42 Die Förderung der sozialen Integration ist Bestandteil des kantonalen Integrationsprogramms 2018-2021 (KIP II). Die Fachstelle Integration Graubünden (FI) sensibilisiert die Gemeindebehörden für diese Thematik und bietet diesen sowie privaten Organisationen Unterstützung bei der Realisierung von bedarfsgerechten Angeboten an. Die Resonanz scheint jedoch eher gering. Viele Gemeinden verhalten sich zurückhaltend und abwartend. Die FI wird kaum um Unterstützung angefragt (KIP II; https://www.gr.ch/DE/themen/Integration/Pdf/kip_II_gr.pdf, 21.7.2020).

und Respekt und öffnet zuweilen auch Türen für die berufliche Weiterentwicklung.⁴³ Die lange Aufenthaltsdauer verschafft Vertrautheit und implizites Wissen über kulturelle und soziale Codes. Die anfänglichen Schwierigkeiten sind vergessen oder avancierten zu amüsanten Anekdoten. Zugehörigkeit und Akzeptanz scheinen selbstverständlich an einem Ort, »wo man sich kennt«.

In meinem Dorf kenne ich Leute, weil ich bei der Feuerwehr war, weil ich bei der Gemeinde gearbeitet habe. Es ist ein sehr kleines Dorf. Und irgendwie habe ich zwar nicht immer gute Laune, aber ich komme klar mit den Leuten. Das ist für mich natürlich. Wegen meiner Arbeit im Skiservice, man kennt sich. [Es kommen] nicht nur viele Gäste, sondern auch Leute, die von hier sind und... keine Ahnung. Ich glaube nach zehn Jahren, oder nach sieben Jahren ist es normal, dass man sich in einer so kleinen Umgebung kennt. (Juan Rodriguez)

Und dann kommt es drauf an, was für einen Namen du dir machst, und dann wollen dir die Leute helfen oder nicht. So ist es. (Aleksandra Mani)

Zentrales Kriterium für die Akzeptanz ist der »gute Ruf«. Er dient beruflich und privat als Türöffner. Deshalb mögen ihn die Interviewten auch nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, beispielsweise, wenn es darum geht, für einen Arbeitgeber neue Arbeitskräfte zu vermitteln. Ihren »guten Ruf« in der Arbeitswelt haben sie sich meist hart erarbeitet. Dirk Wagner findet im Schams trotz kleinem Arbeitsmarkt immer wieder eine Arbeitsstelle. Auf den Baustellen kommt er mit anderen Handwerkern und Auftraggebern in Kontakt. Man kennt ihn und weiss, wie er arbeitet. José Gonçalves im Engadin ist überzeugt, dass er dank seines »guten Rufs« von der Bank einen Kredit für den Kauf seiner heutigen Firma erhalten hat.

Normalerweise, wenn ein Portugiese auf der Bank einen Kredit beantragt, sagen sie nein. Als ich das Geschäft gekauft hatte, war ich bekannt durch meine bisherige Arbeitsstelle. Ich war schon x-Mal auf der Bank zum Geld bringen, war ab und zu auch auf der Post mit 80'000 Fr., um Rechnungen zu zahlen. Auf der Gemeinde war ich x-Mal Formulare holen. Die Leute kannten mich schon von meiner bisherigen Arbeitsstelle, als ich das Geschäft eröffnete. Sie sagten: »Ah, du hast in diesem Geschäft gearbeitet.« (José Gonçalves)

43 Vgl. 8.3 Abwanderung kompensieren – Leerräume besetzen.

Die Akzeptanz hängt in diesen Fällen mit der Sichtbarkeit am Arbeitsplatz zusammen. Wer bei seiner Arbeit für die Allgemeinheit sichtbar ist, ist auch schneller Teil der Gesellschaft.⁴⁴ Manuel Carvalhos Beispiel zeigt aber, dass die Akzeptanz nicht in jedem Fall an die Sichtbarkeit am Arbeitsplatz oder in der Öffentlichkeit gebunden ist. Er ist sehr wohl beruflich und privat sichtbar. Die Akzeptanz reduziert sich jedoch auf seine berufliche Funktion und seinen Arbeitsplatz. Auf der Strasse fühlt er sich nicht als Individuum, sondern als einer der vielen Portugiesen wahrgenommen. Positive nationale Pauschalierungen erfahren Interviewte aus den Grenzregionen Südtirol und Veltlin. Aufgrund ihrer Herkunft werden ihnen bestimmte Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen zugeschrieben.

Die Südtiroler haben sie halt schon uh gern im Engadin. Sie haben uns gern, wenn wir reinkommen, sie haben uns gern, wenn sie rausgehen. Also vom Südtirol schwärmen alle. (Rita Pichler)

Unter negativen Vorurteilen leiden zurzeit vor allem Portugiesinnen und Portugiesen im Engadin. Der am häufigsten zitierte Vorwurf betrifft den Bezug von Arbeitslosengeldern. Portugiesinnen und Portugiesen mit Saisonstellen bemühten sich nicht um eine Ganzjahresstelle und bezögen stattdessen über Monate Arbeitslosengelder, so das oft gehörte Vorurteil. Der stellvertretende Leiter des Amts für Industrie, Gewerbe und Arbeit Jörg Guyan relativiert.⁴⁵ Ihm zufolge sind die effektiven Zahlen tiefer, als diese Kritik vermuten lässt, und betreffen auch andere Nationalitäten. Das Engadin als Tourismusregion könne nicht genug Ganzjahresstellen bieten. Die Arbeitslosigkeit in der Zwischensaison liege im System. Früher besetzten Saisonniers, die in der Zwischensaison in ihr Herkunftsland zurückkehrten, die Stellen. Heute könnten die meisten dank B-Bewilligung im Engadin bleiben und Arbeitslosenunterstützung beziehen, was ihnen auch zustehe, da sie schliesslich auch Beiträge leisteten, wenn sie arbeiten.⁴⁶

44 Vgl. Cretton (2012: 170): Je sichtbarer die Arbeit und je mehr Kontakt mit der lokalen Bevölkerung sie zulässt, umso einfacher ist die Integration ins Dorf.

45 Interview vom 5.1.2016.

46 Der Präsident des Hoteliervereins St. Moritz, Christoph Schlatter, bestätigt diese Aussagen (Telefongespräch vom 6.12.2018). Seiner Ansicht nach braucht es ein radikales Umdenken, weg vom Saisonbetrieb hin zum Ganzjahresbetrieb. Würden die Gelder der Arbeitslosenunterstützung dazu verwendet, die Hotelmitarbeitenden ganzjährig anzustellen, könnten sowohl attraktivere Arbeitsbedingungen als auch neue touristische Angebote geschaffen werden und die ganze Region würde profitieren.

Explizite Schilderungen von diskriminierenden Erfahrungen sind in den Interviews selten. Schwierige Situationen werden oft nur angedeutet und in ihrer Tragweite relativiert. Die Interviewten sind sich der Interviewsituation bewusst und wissen um die Problematik der Anonymisierung von Aussagen in der kleinräumigen Region. Nur wenige artikulieren deutliche Kritik, darunter die beiden weggezogenen Frauen. Ihr Wegzug hängt auch mit Vorfällen von Diskriminierung zusammen. Viele meist kleinere Begebenheiten sammelten sich im Laufe der Jahre an und gaben ihnen das Gefühl, fremd und nicht akzeptiert zu sein, obwohl sie sich aus ihrer Sicht um Anpassung bemühten. Fernanda Jörg machte die Erfahrung, trotz Schweizer Diplom im Berufsleben nicht als qualifizierte Fachperson anerkannt zu werden. Sie vermisst in der Schweiz vor allem »Kommunikation auf Augenhöhe«. An ihrem heutigen, urbaneren Wohnort findet sie leichter Menschen, mit denen dies möglich ist. Im Engadin hatte sie den Eindruck, sich in ihrem Anpassungsstreben selbst zu verlieren.

Carla Pinheiro spricht einen Konfliktpunkt in der Tourismusregion an. Sie kritisiert unter anderem die Priorisierung der Interessen der Feriengäste vor jenen der ständigen Wohnbevölkerung.⁴⁷ Aus ästhetischen Gründen durfte sie kein Kinderschutznetz am Bachufer montieren. Die Waschküche im Miethaus stand ihr nur sehr eingeschränkt zur Verfügung. Die Gäste hatten Vorrang. Und schliesslich stiessen sich die Vermieter am Pferdegeruch ihres Mannes, der als Kutscher arbeitete. Solche und weitere Vorkommnisse verliehen ihr das Gefühl, sich ständig anpassen zu müssen und als Person zweiter Klasse behandelt zu werden. Isabel Monteiro berichtet von verschiedenen negativen Erfahrungen mit öffentlichen Institutionen und pauschalisierenden Vorurteilen ihr und ihrer jugendlichen Tochter gegenüber. Sie fühlt sich ungerecht behandelt, schlecht informiert und fordert mehr Respekt und Toleranz für unterschiedliche Lebens- und Verhaltensweisen.

Die Leute hier behandeln uns, wie wenn wir so sein müssten wie sie. Dieselbe Linie verfolgen und wenn wir es nicht so machen, wie sie möchten, kritisieren sie uns. Das ist manchmal ein wenig grausam. [...] Wer hier leben will, braucht Zurückhaltung, sehr viel Zurückhaltung. Man muss sich unterordnen und seinen Stolz beiseite lassen. (Isabel Monteiro)

47 Hier existiert eine Forschungslücke. Zu den Konflikten, die in touristischen Gemeinden aufgrund unterschiedlicher Bedürfnisse der Wohnbevölkerung und der Gäste entstehen, sind noch kaum Forschungsarbeiten vorhanden.

Oft bleiben Vorurteile schwer fassbar. Die Interviewten scheuen sich davor, ihre Erfahrungen zu artikulieren, da meist nicht nachweisbar ist, dass ihre Erlebnisse auf Vorurteile aufgrund ihrer Herkunft zurückzuführen sind. Die folgenden Beispiele sind Einzelfälle, die illustrieren sollen, welcher Art solche Vorurteile sind. Eine mit einem Schweizer verheiratete Frau berichtet von Stigmatisierungen, von Konkurrenzängsten anderer Frauen und von der impliziten Kritik, nur aus wirtschaftlichen Interessen geheiratet zu haben. Sumalee Buchli leidet darunter, dass in geschäftlichen Fragen ihr Mann als Ansprechperson gilt, obwohl sie das Unternehmen gemeinsam führen.

Unabhängig von Geschlechterfragen polarisiert die Geschäftstätigkeit der Buchlis. Sie führen als Pächter einen Campingplatz, eine Touristenunterkunft und ein Restaurant, alles gemeindeeigene Liegenschaften. Diese Infrastruktur wird fast ausschliesslich von Boulderern aus aller Welt genutzt.⁴⁸ Bereits bei der Übernahme des Campingplatzes waren Sauberkeit und Disziplin das Hauptproblem. Sumalee Buchli und ihr Mann standen von Beginn an zwischen den Forderungen der Gemeinde nach mehr Ordnung und Sauberkeit und ihren Gästen, die für neue Regelungen und Tarife kein Verständnis aufbringen konnten. Durch ihre Geschäftstätigkeit mit einer für die Region ungewöhnlichen Klientel exponiert sich das zugezogene Paar. Sie fühlen sich für das Fehlverhalten der Besucher zur Verantwortung gezogen. Aus ihrer Sicht versuchen sie das Bestmögliche, um die Kletterer zu disziplinieren und durch öffentliche Anlässe die Akzeptanz vor Ort zu erhöhen. In den sozialen Netzwerken bitten sie ihre Besucher regelmässig um mehr Disziplin und Rücksichtnahme. Jedes Jahr veranstalten sie einen Clean-up Day, um das Gebiet zu säubern. Ihr Restaurant wird aber nur noch von wenigen Einwohnerinnen und Einwohnern besucht. Sumalee Buchli meint bedauernd, mit einem Restaurantbesuch würden die Gäste zugleich indirekt Stellung zum Konflikt beziehen, was viele in dieser kleinräumigen Umgebung vermeiden möchten.

Das Paar steht am Schnittpunkt sich überlappender sozialer Räume. Als um die Jahrtausendwende einige begeisterte Kletterer die Felsbrocken im Tal als ausserordentliche Boulder-Felsen entdeckten, gewann der Ort für eine kleine internationale Personengruppe eine touristische Bedeutung. Derselbe Raum ist für die Boulderer ein Tourismusraum, während er für die Wohn-

48 Jährlich sollen ca. 15'000 Kletterer das Bouldergebiet besuchen (Zahlen von Mountain Wilderness zu den Jahren 2011/2012 http://mountainwilderness.ch/fileadmin/user_upload/pdf/mensch_fels_falke/Mensch_Fels_Falke_lowres.pdf (23.12.2017).

bevölkerung in erster Linie Alltagsraum ist.⁴⁹ Offensichtlich wird die unterschiedliche Interpretation desselben territorialen Gebiets und die Konstruktion eines neuen Raums in der Namensgebung. Das Klettergebiet im als Paré da Miezgi bekannten linken Talabschnitt zwischen Ausserferrera und Schmelza wird von den Kletterern – und heute auch von der Bevölkerung – »Magic Wood« genannt.⁵⁰ Die touristische Nutzung des Raums bringt Menschen mit Ansprüchen, Erwartungen und Lebensstilen ins Tal, die mit jenem der einheimischen Bevölkerung und deren Bedürfnissen kaum Berührungspunkte haben. Die Erfahrung dieser andersartigen Nutzung des eigenen Lebensraums ist für die alteingesessene Talbevölkerung neu. Während sich die Bevölkerung etablierter Tourismusregionen über die Jahre hinweg an die touristische Nutzung des Raumes gewöhnt, ja ihn sich auch selbst auf diese Weise angeeignet und im Idealfall aktiv mitgestaltet hat, bedarf es hier vorerst einer Annäherung an das neue Phänomen und die Menschen, die diese Neuinterpretation des Raumes als Schauplatz der Trendsportart Bouldern mit sich bringt.⁵¹ »Der Umgang mit dem Unterschied gegenüber dem Anderen ist in Orten, in denen Touristen das augenscheinliche Andere sind, ein nahezu immerwährendes Thema« (Wöhler 2011: 26f.). Bestimmte Verhaltensweisen werden abgelehnt – so beispielsweise das in den Augen von Einwohnern chaotische Campieren, Parkieren am Strassenrand und die Vermüllung im Bouldergebiet. Gleichzeitig zonte die Gemeinde bereits 2004 das Gebiet »Magic Wood« in eine Boulderzone um, erschloss das Gebiet, stellte Übernachtungsmöglichkeiten zur Verfügung und zeigte dadurch ihre grundsätzliche Offenheit gegenüber dem Phänomen. Mit Anlässen wie den bereits zitierten jährlich stattfindenden Clean-up Days versuchen Sumalee Buchli und ihr Mann Akzeptanz zu schaffen und die verschiedenen Räume einander näher zu bringen.

49 Vgl. Wöhler et al. (2010) zur sozialen Konstruktion von Tourismusräumen.

50 Vgl. Weichhart (2010: 25).

51 Der Mangel an Forschungsarbeiten zu den Bereichen zeigt sich auch hier. Touristische Räume als andere Räume werden in der Literatur in erster Linie aus der Perspektive der Reisenden und der Tourismusindustrie untersucht, z.B. Wöhler (2011), Egger und Herdin (2010). Scherhag und Menn (2010: 14) erkennen einen Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Bedeutung des Tourismus für den Ort und der Akzeptanz durch die Bevölkerung: Je bedeutender der Tourismus, desto höher auch die Akzeptanz. An Orten, wo die Wertschöpfung aus dem Tourismus gering ist, steht der Gegensatz zwischen Erleben und Spass haben einerseits und Ruhe und Geborgenheit andererseits im Vordergrund.

5.6 Kinder (des-)integrieren

Die Geburt des ersten Kindes stellt zweifellos einen markanten Einschnitt im Leben aller Eltern dar, unabhängig von ihrer Herkunft. Durch die Kinder verändern sich das Sozialnetz, die finanzielle Situation, die Anforderungen an den Arbeitsplatz und die Zukunftspläne. Zugewanderte erleben diesen Einschnitt oft markanter, weil sie nicht über das gleiche soziale Netz vor Ort verfügen wie Einheimische. Die Bekanntschaften vor Ort sind noch neu und fragil und hängen von gemeinsamen Aktivitäten und Interessen ab. Wer daran nicht teilnehmen kann, fällt aus dem Netzwerk heraus.

Als die Kinder kamen, begannen sich die Dinge zu ändern. Da begann ich, mich allein zu fühlen. Ich arbeitete weniger. [...] Unsere Freunde hatten andere Bedürfnisse und Interessen. In Brasilien sind alle sehr zusammen! Ich sah mich dort [im Engadin] am Tag allein mit diesem Kind. [...] Ich hatte damals keine Freundinnen, um das zu teilen. In unserer Gruppe von Freunden hatte damals niemand Kinder. Sie trafen sich noch und reisten miteinander. Aber wir gehörten irgendwie nicht mehr dazu. Das war eine starke Veränderung für mich. (Fernanda Jörg)

Zur sozialen Desintegration kommt die Verunsicherung hinzu. Die migrierten Eltern können bei der Betreuung ihres ersten Kindes nicht auf die Unterstützung eines weitverzweigten Familiennetzwerks zählen, das ihnen mit Rat und Tat beiseite steht. Zudem erweist sich ihr kulturelles Wissen zur Kinderbetreuung und -erziehung als nicht immer kompatibel mit den hiesigen Gepflogenheiten, was spätestens bei Schuleintritt zu Irritationen führen kann.⁵² Und schliesslich werden sie sich ihrer sprachlichen Defizite und der damit verbundenen Abhängigkeiten bewusst. Nach der ersten Phase der Desintegration verstärkten deshalb viele Interviewte verschiedene Integrationsbemühungen, die im Zusammenhang mit der Elternschaft stehen. Im Zentrum stehen Spracherwerb, Aufbau eines lokalen sozialen Netzes und Anpassung der Umgebung, insbesondere das Erlernen ortsüblicher Sportarten.

Erst als mein erster Sohn zur Welt kam, dachte ich: »Jetzt kann ich nicht mehr die ganze Zeit mit meiner Schwiegermutter oder meinem Mann gehen. Ich muss unabhängig werden. [...] Weil er früh morgens zur Arbeit ging und erst

52 Vgl. Ausführungen auf den folgenden Seiten.

um zehn Uhr abends nach Hause kam. Wenn ich zum Arzt musste mit meinem Sohn oder dies und das, musste ich allein gehen. Deshalb begann ich mit meinem Deutsch. Und mein Deutsch war halb Italienisch halb Deutsch. Die meisten Sachen übersetzte ich vom Italienischen. (Gloria Ferreira)

Mit der Geburt des ersten Kindes werden sich die Eltern ihrer Verantwortung bewusst. Sie verspüren die Notwendigkeit, selbstständig und unabhängig von der Hilfe anderer zu werden, um diese Verantwortung wahrnehmen zu können. Mit zunehmendem Alter der Kinder wachsen die Anforderungen an die Sprachkenntnisse und die Kenntnisse der örtlichen Gegebenheiten. Die Eltern wollen ihre Kinder beim Lernen unterstützen können, sie wollen mit den Lehrpersonen sprechen und das Schulsystem verstehen können. Gerade Eltern mit hohen Bildungsaspirationen für ihre Kinder legen Wert darauf. In der Praxis fällt der Spracherwerb aber schwer. Viele Interviewte lernten unstrukturiert im Alltag und bei der Arbeit Deutsch.⁵³ Die mit Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung mehrfach belasteten Eltern finden kaum Zeit zum Besuch eines Sprachkurses. Der Spracherwerb geschieht eher über die neuen Kontakte, die durch die Kinder entstehen. Auf dem Spielplatz oder später über die Klassenkameraden lernen die Eltern neue Leute kennen. Die Kinder sind im Quartier oder Dorf verankert und führen so im Idealfall auch die Eltern zusammen. Von den Eltern erfordert der Aufbau eines neuen Netzwerks dennoch einiges an Eigeninitiative.

Man geht dann auf den Spielplatz. Aber um sich zu integrieren, muss man den ersten Schritt machen. Man muss versuchen, mit dieser oder jener Frau zu sprechen. Ich habe gemerkt, wenn nicht ich auf die Leute zugehe, die Leute kommen nicht alle auf mich zu. Das ist wie Leute, die einen Hund haben, die lernen sich auch so kennen. Das ist halt so. Es ist eine Gemeinschafts-sache, die man hat, die einen verbindet. [...] Es verliert sich dann aber auch wieder. Mit der Zeit wollte ich mehr, nicht nur über Windeln und Zähne sprechen. (Rita Pichler)

Die Kinder animieren auch zum Erlernen ortsüblicher Sportarten, insbesondere im Engadin, wo Wintersport eine dominante Rolle in der Freizeitgestaltung spielt. Die inneren Widerstände sind zuweilen gross. Die Motivation liegt im Wunsch nach gemeinsamer Freizeit mit der Familie, aber auch in

53 Vgl. 3.4 Mehrsprachigkeit als Chance und Herausforderung.

der Hoffnung, dass die Kinder durch das Pflegen ortsüblicher Hobbys in ihrer Altersgruppe sozial gut integriert sind.

Mein Mann hat mit Skifahren angefangen, als unser Sohn drei war. Ich sagte: »Ich fange jetzt wieder an mit Skifahren und wenn du möchtest, dass wir als Familie etwas unternehmen, musst du dir das überlegen. Ich gehe mit meinem Sohn skifahren, weil er das hier lernen muss.« Mein Mann fand, das passe ihm nicht so gut, dass wir zwei zusammen gehen ohne ihn. Dann sind wir ins Sportgeschäft Schuhe probieren. Das vergesse ich nie mehr! (Lachen) Er in diesen Schuhen drin. Katastrophe! Und er wurde hässig und fluchte und sagte: »Das mach ich nie in meinem Leben! Schau das doch mal an! Da kann ich nicht mal laufen und dann noch fahren!« Dann sagte ich: »Gut, ich geh nach Hause, überleg dir selber, was du willst.« Er ist dann doch mit Sack und Pack gekommen. Und eine Freundin von mir, die früher Skilehrerin war, hat es ihm gezeigt. [...] Und dann dauerte es nicht lang und er fuhr überall rum. Das war das Skifahren. Wir sind dann immer zusammen Skifahren gegangen. Er konnte anfangs noch nicht so gut, ist aber überall mit. Nachher hat unser Sohn in der Schule mit Langlaufen angefangen und dann sagte ich: »Ich möchte das auch lernen.« Er sagte, das lerne er nicht. Das sei langweilig, immer nur hin und her. Ich sagte: »Weisst du, eigentlich wäre es schon cool. Dann könntest du mit unserem Sohn Langlaufen.« Und er hat ja hier x Leute, auch Schweizer, mit all denen redet er. Einer vom Langlaufcenter gab ihm ein Paar alte Langlaufskis und dann begann er mit Langlaufen. Mittlerweile läuft er viel besser als ich, weil er immer konsequent ist. Und Skifahren tut er auch super gut jetzt. Ja, das ist jetzt die Freizeit in der Familie. (Rita Pichler)

Dem integrativen Potenzial der Kinder wird bisher in der Forschung noch wenig Beachtung geschenkt.⁵⁴ Kinder üben wesentlichen Einfluss auf die Zukunftspläne der Eltern aus und beeinflussen damit auch deren Interesse und Bemühungen, sich am aktuellen Wohnort dauerhaft einzurichten, Beziehungen aufzubauen und am sozialen und wirtschaftlichen Leben teilzunehmen. Kinder motivieren zum Erlernen der Ortssprache. Eltern fühlen sich vermehrt verpflichtet, die Sprache zu lernen, um ihren Kindern

54 Cretton (2012: 182ff.) verweist auf das integrative Potenzial von Kindern im Wallis. Ladner und Bühlmann (2007: 89) weisen im Zusammenhang mit ihrer Untersuchung zur Qualität der Demokratie in den Gemeinden darauf hin, dass Elternschaft »zu starker nachbarschaftlicher, informeller und kommunaler Einbindung [führt].«

helfen zu können, denn die Schulbildung der Kinder und deren erfolgreicher beruflicher Werdegang ist ihnen sehr wichtig. Oft wird die berufliche Zukunft der Kinder zum wesentlichen Teil des familiären Migrationsprojekts. Kinder motivieren aber auch zur Anpassung der Freizeitaktivitäten an ortsübliche Gepflogenheiten und sind oft Brückenbauer im Aufbau von Kontakten zur Wohnbevölkerung. Kinder leisten also im besten Fall sogenannte Integrationsarbeit. Im Fall der portugiesischen Bevölkerung im Oberengadin lässt sich diese Funktion nur eingeschränkt konstatieren. Sie ist so gross, gut strukturiert und bietet Unterstützung in den verschiedensten Lebensbereichen, dass eine individuelle Auseinandersetzung mit den lokalen Gegebenheiten nicht zwingend ist. Das eigene Netzwerk deckt die wichtigsten Bedürfnisse an Austausch und Information ab. Sowohl Schulleitungen als auch portugiesische Interviewte stellen aber einen allmählichen Wandel fest. Portugiesische Eltern würden sich vermehrt für schulische Fragen und den Spracherwerb interessieren.

Trotz der integrativen Wirkung von Kindern entsteht durch die Elternschaft neues Konfliktpotenzial. Es ergeben sich neben der Arbeit weitere Berührungspunkte mit der Gesellschaft und damit auch mögliche Reibungsflächen, insbesondere in der Schule. Deutlich wird das an den Interviewausagen im Engadin. Die Annäherung der Schweiz an die Europäische Union und die damit verbundenen bilateralen Verträge veränderten hier die Ausgangslage für Zugewanderte mit Familie grundlegend. Bis 2002 arbeiteten viele ausländische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer mit Saisonarbeitsverträgen im Tourismus und auf dem Bau. In der Zwischensaison kehrten sie in ihr Herkunftsland zurück, wo ihre Familie lebte. Das Migrationsprojekt hatte eine kurzzeitige Perspektive. Mit der Abschaffung des Saisonnierstatuts⁵⁵ und der Einführung des Freizügigkeitsabkommens mit der EU konnten auch ihre Kinder in die Schweiz einreisen. Endlich wurde ein gemeinsames Familienleben am selben Ort möglich. Im Oberengadin trifft dies vor allem auf die portugiesische Bevölkerung zu.⁵⁶ Aufgrund der statistischen Daten des Staatssekretariats für Migration (SEM) kann nicht mit Sicherheit gesagt

55 Das 1931 geschaffene Saisonnierstatut regelte ab 1934 die Vergabe von Kurzaufenthaltsbewilligungen an ausländische Arbeitskräfte in der Schweiz. Es wurde 2002 aufgehoben. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/025738/2012-10-04/>; <https://www.admin.ch/gov/de/start/dokumentation/medienmitteilungen.msg-id-22569.html> (21.7.2020).

56 Einen guten Überblick zur portugiesischen Bevölkerung in der Schweiz gibt die Publikation Fibbi et al. (2010).

werden, dass die Bevölkerungszunahme nach 2002 auf den Nachzug von Kindern zurückzuführen ist. Die Nachfrage bei verschiedenen Schulen im Oberengadin zeigt jedoch, dass dies der Fall war. An den Schulen konnte ein markanter Anstieg an portugiesischen Kindern festgestellt werden. So wuchs deren Anteil an der Schule in St. Moritz von 6 % im Schuljahr 2000/2001 auf 44 % im Schuljahr 2016/2017.⁵⁷ Aus dieser neuen Möglichkeit des Familiennachzugs ergeben sich neue Herausforderungen, aber auch Chancen für die Gemeinden und die Familien. Für kleine Gemeinden bedeutet das Bevölkerungswachstum durch den Familiennachzug eine Absicherung der Dorfschule.⁵⁸ Dies kommt der ganzen Bevölkerung zugute und erhält die Attraktivität der Gemeinde. Gleichzeitig erfordert die Zuwanderung von institutioneller Seite den Ausbau sprachlicher und integrativer Fördermassnahmen sowie die Sensibilisierung der Angestellten. Die Elterninformation muss an die Bedürfnisse der zugewanderten Eltern angepasst werden. Diese sehen sich mit im Vergleich zum Herkunftsland ungleich höheren Lebenshaltungskosten konfrontiert. Den tiefen Löhnen im Tourismus- und Baugewerbe stehen im Oberengadin hohe Lebenshaltungskosten gegenüber.⁵⁹ Die Eltern sehen sich gezwungen, Vollzeit zu arbeiten. Vor allem portugiesische Eltern werden deshalb kritisiert. Sie können ihre Kinder nicht im nötigen und gewünschten Umfang betreuen und bei den Hausaufgaben unterstützen. Die Kinder sind oft sich selbst überlassen. Zur Zeit der Interviews (2015/2016) gab es nur in St. Moritz, Samedan und Zuoz Kindertagesstätten mit langen Wartelisten für Interessenten. Die unregelmässigen Arbeitszeiten vieler Eltern, oft auch abends und am Wochenende, sind mit den Öffnungszeiten der Kinderkrippen nicht kompatibel.⁶⁰ Gerade portugiesische Familien sind deshalb gut organisiert und übernehmen wechselseitig die Kinderbetreuung oder lassen

57 An dieser Stelle sei den Schulleitungen von Pontresina, St. Moritz und Sils für ihre Auskünfte gedankt.

58 Z.B. Sils: 2017 stammen 45 % der 37 Schulkinder aus Portugal.

59 Vgl. 3.2 Pseudo-urbanes Leben in der Tourismusregion.

60 Die Stiftung KiBe Kinderbetreuung Oberengadin hat die Zahl der Betreuungsplätze unterdessen erhöht. So können ihren Aussagen zufolge in der Region Oberengadin innert kurzer Zeit Betreuungsplätze in Krippen oder bei Tagesfamilien angeboten werden. 2019 wurde eine weitere Krippe in Pontresina eröffnet. Bei der Betreuung in den Randzeiten appelliert die KiBe an die Eigenverantwortung der Eltern, sich die Betreuungsarbeit aufzuteilen und notfalls das Gespräch mit den Arbeitgebern zu suchen. Eine Anpassung der Öffnungszeiten an die Arbeitszeiten der Hotellerie würde eine Verteuerung des Angebots für alle bedeuten. (Telefongespräch mit der Geschäftsleiterin der Stiftung KiBe Alice Bisaz, 12.12.2018). Vgl. 3.1 Segmentiertes Leben.

ihr Kind durch eine portugiesische Tagesmutter vollumfänglich betreuen. Oft kümmert sich dabei eine Person auf engem Raum um zahlreiche Kinder. Dafür werden die Eltern kritisiert. Es heisst, sie wollten ihre Kinder isolieren, unternahmen zu wenig für deren Integration und förderten sie nicht adäquat.

Alle portugiesischen Mütter müssen arbeiten. Man kann hier nicht leben, die Wohnung zahlen, ... jetzt sind es drei oder vier Frauen, die Tagesmutter machen. Alle helfen sich. Es muss so sein. Sonst geht es nicht. (Fátima da Silva)

Spätestens mit dem Schuleintritt zeigen sich unterschiedliche Erziehungsstile und Erwartungen an die Kompetenzen der Kinder, die zuweilen aufeinanderprallen. Die Erzählungen lassen darauf schliessen, dass die Kommunikation zwischen Eltern und Lehrpersonen in heiklen Situationen oft nicht funktioniert. Unverständnis auf beiden Seiten führt zu Konflikten. Die Eltern sehen sich mit ungerechtfertigten Forderungen und Kritik konfrontiert und fühlen sich zugleich zu wenig ernst genommen, wenn es darum geht, Streitereien unter den Kindern zu schlichten und eventuelle diskriminierende Vorkommnisse zu klären. Portugiesische Interviewte im Oberengadin – aber auch Schulleitungen – sprechen verschiedentlich Kommunikations- und Verständigungsprobleme zwischen portugiesischen Eltern und Schule an. Die Aufgabenverteilung zwischen Elternhaus und Schule scheint unklar und die Haltung der Eltern zuweilen widersprüchlich. Auf der einen Seite werde die Verantwortung für die Bildung der Schule übertragen, auf der anderen Seite würden spezielle Fördermassnahmen als persönliche Beleidigung empfunden, meint eine Interviewte, die in den Schulen als Übersetzerin tätig war. In den Gesprächen zeigt sich, dass das Verständnis des schweizerischen Bildungssystems mitunter ungenügend ist. Um dieses zu begreifen, braucht es mehr als eine sprachliche Übersetzung. Mit dem Schul- und Bildungswesen sind Werte verbunden, die es zu verstehen gilt. Insbesondere die Funktionsweise und die Qualitäten der dualen Berufsbildung scheinen schwierig vermittelbar. Es ist für manche Eltern nicht nachvollziehbar, weshalb eine Jugendliche nach neun Jahren die Schule verlassen und zu einem tiefen Lehrlingslohn arbeiten soll, während in Portugal alle Kinder zwölf Jahre zur Schule »dürfen«. Einzelne Eltern vermuten, dass Berufsberatung und Schule ihre Kinder stigmatisieren, aufgrund ihrer Herkunft eine eingeschränkte Auswahl an Berufen vorschlagen und ihnen den Zugang zum Gymnasium verweigern wollen. Es gilt also neben der Informationsvermittlung insbesondere auch in den gegenseitigen Vertrauensaufbau zu investieren.

Hier helfen sie auch nicht viel. Denn als meine Tochter das erste Mal zur Berufsberatung ging – ich ging mit, um eine Idee zu erhalten, um zu erfahren, was es für Möglichkeiten gibt – war etwas vom Ersten, was sie mir sagten: »Die Portugiesen meinen, hier sei eine Arbeitsvermittlung.« [...] Ich möchte keine Arbeitsvermittlung. Ich möchte, dass sie meiner Tochter das System erklären, weil sie es nicht kennt. Es ist schwierig, weil es nichts mit dem Schulsystem von Portugal zu tun hat. So viel ich auch möchte und versuche zu verstehen, gibt es viele Dinge, die ich nicht verstehe. (Isabel Monteiro)

Im Avers und Schams bieten das Schul- und Bildungswesen bei den Interviewten keinen Anlass zur Diskussion. Stattdessen berichten einzelne Eltern von diskriminierenden Vorkommnissen in der Schule. Ihre Kinder seien von Mitschülern aufgrund ihrer Herkunft schikaniert worden. Die Eltern versuchten in diesen Momenten die Situation nicht hochzuspielen und ermunterten ihre Kinder zur Stärke. Von institutioneller Seite – das heisst von der Schule – werde aber wenig unternommen, um solche Vorfälle zu vermeiden. Vorurteile und damit verbundene Angriffe würden als normale Streitereien unter Kindern abgetan, fremdenfeindliche Einstellungen der Eltern als unverrückbare Tatsache hingestellt.

Die Notwendigkeit, sich wegen der Kinder intensiver vor Ort zu involvieren, wirkt mehrheitlich integrativ, birgt aber auch Konflikte. Kulturelle Differenzen und Missverständnisse werden stärker sichtbar und können nicht ignoriert werden. Sosehr die Kinder einen Schlüssel zur sozialen Integration der ganzen Familie darstellen können, können Erfahrungen von Ablehnung und Diskriminierung zur Distanzierung oder gar Remigration führen, wie das Beispiel von Carla Pinheiro zeigt.⁶¹

5.7 Zukunftsaussichten

In den vorangehenden Kapiteln konnte gezeigt werden, dass bei der Verbundenheit der Interviewten zu ihrem heutigen Wohnort in Graubünden tendenziell regionale Unterschiede zu erkennen sind. Während die Tourismuswirtschaft im Oberengadin eine verstärkte Mehrfachzugehörigkeit und transnationale Lebensweisen fördert, ruft die kleinräumige Umgebung im Avers und

61 Vgl. 9.1 Fremd bleiben.

Schams eine engere Ortsbindung hervor.⁶² Dies findet auch Ausdruck in der Zukunftsperspektive.

In der touristischen Region Oberengadin fühlen sich nur wenige so tief verwurzelt, dass sie mit Bestimmtheit sagen, sie möchten hier auch alt werden. Es sind dies ausschliesslich Personen, die Kinder haben und schon viele Jahre im Tal leben. Für die meisten sind in der Zukunft verschiedene Optionen denkbar, denn durch die Migration verfügen alle über mehrere Bezugspunkte.⁶³ Ein hohes Mass an Flexibilität und Mobilität ist erkennbar, zum Beispiel auch die Bereitschaft, zwischen verschiedenen Bezugspunkten zu pendeln, sich also nicht zwischen Hier und Dort, sondern für ein Leben im Sowohl-als-auch zu entscheiden. Dies mag auch daran liegen, dass die Hälfte der Interviewten in einer bi-nationalen Partnerschaft lebt, die meisten mit einer Partnerin oder einem Partner, die oder der ebenfalls aus dem Ausland in die Schweiz zugewandert ist. Sie sind also als Paar in mehreren Kontexten verortet, die bei der Wahl des zukünftigen Lebensmittelpunktes eine Rolle spielen. Das Leben im transnationalen Raum ist für sie Normalität, und das Pendeln dient hier als Strategie, wie die Bedürfnisse beider Partner befriedigt werden können. Manche können als Kosmopoliten mit lokal-globalen Verflechtungen bezeichnet werden. Sie fühlen sich im Engadin zuhause, können sich aber auch gut andere Lebensmittelpunkte vorstellen. So wählt das junge portugiesische Paar für ihr Kind einen typischen Engadiner Vornamen und der Vater sagt: »Hier können sie mich begraben.« Gleichzeitig fühlt sich das Paar einer jungen, global ausgerichteten Generation zugehörig. Auch andere Wohnorte sind vorstellbar, jedoch »nördlich« geprägte, wie sie sagen. Sie suchen explizit den Kontrast zu ihrer Herkunftsgesellschaft.

Die hohen Lebenshaltungskosten – gerade auch für Personen mit tiefen Löhnen und somit tieferer Rente –, das ungünstige Klima für ältere Menschen oder der Wegzug von Freunden lassen das Oberengadin als Alterswohnsitz unattraktiv erscheinen. Zudem besitzen nur wenige Interviewte in der Region Grundeigentum, jedoch viele in ihrem Herkunftsland oder andernorts.⁶⁴ Es

62 Vgl. 5.2 Vom anfänglichen Befremden zu multiplen Zugehörigkeiten sowie 5.3 Funktionale Orte und Sehnsuchtsorte.

63 Vgl. 7.1 Multilokales Leben.

64 Die Interviews im Engadin fanden 2015 und 2016 statt. Seit 2017 ist im Engadin eine verstärkte Rückwanderung von Portugiesinnen und Portugiesen zu verzeichnen (vgl. Hofmann SO 6.1.2018). Als Motive geben sie die Konjunktur der portugiesischen Wirtschaft an, hohe Lebenshaltungskosten insbesondere für Familien mit mehreren Kindern, aber auch die neue Steuerpraxis. Seit 1.1.2018 werden im Zuge des automati-

ist zu vermuten, dass das stark von Mobilität und Unverbindlichkeit geprägte touristische Umfeld und die fehlende bindende Wirkung von Grundeigentum⁶⁵ die Mobilität der Migrantinnen und Migranten fördert.

Demgegenüber gibt es im Avers und Schams nur einzelne, die zum heutigen Zeitpunkt einen Wegzug in Betracht ziehen. Es sind dies jüngere Interviewte mit offenen Zukunftsplänen, die engere Kontakte in der Region vermissen. Generell fühlen sich die Interviewten hier jedoch stärker der Gemeinschaft zugehörig und mit der Region verbunden, trotz der eher oberflächlichen Kontakte zur Bevölkerung. Die Immobilienpreise in der Region ermöglichen auch mit tieferen Einkommen eine befriedigende Wohnsituation. Einige leben bereits im eigenen Haus, andere planen den Erwerb von Wohneigentum am Ort oder sind mit ihrer aktuellen Wohnsituation zufrieden. Der Grundbesitz hat auch hier bindende Wirkung. Wer bereits ein Haus hat oder eins kaufen möchte, plant seine Zukunft am Ort.⁶⁶ Und schliesslich bietet die Kontinuität und Sesshaftigkeit ausstrahlende Umgebung eine hohe Lebensqualität. Die Ambiance entspricht dem Bild des ruhigen, beschaulichen Ruhestandes in einer landschaftlich reizvollen Umgebung. Damit kommt das Leben im Avers und Schams Enzensbergers Luxusbegriff der Zukunft sehr nahe. Dazu

schen Informationsaustausches (AIA) Bankdaten zwischen der Schweiz und den EU-Ländern ausgetauscht. Dadurch ist Immobilienbesitz im Ausland relativ leicht feststellbar. Dieser muss in der Schweiz deklariert werden. Viele taten dies bisher nicht, oft aus Unwissen. Jetzt fürchten sie hohe Nachzahlungen. Gemäss der Zeitung *Gazeta Lusófona*, einem Informationsblatt für die portugiesische Bevölkerung in der Schweiz, bereiten viele Portugiesinnen und Portugiesen ihre vorzeitige Rückkehr nach Portugal vor, um der Deklaration ihres Vermögens zu entgehen (<https://www.gazetalusofona.ch/portugueses-comesam-a-regressar-em-massa-a-portugal> (29.5.2017)).

- 65 Der US-amerikanische Soziologe Stedman kommt in einer vergleichenden Untersuchung zur Ortsbindung von Einheimischen und Zweitheimischen im Norden von Wisconsin zum Schluss, dass Grundeigentum vor Partizipation die engsten Bindungen zum Ort erzeugt, unabhängig davon, ob die Menschen ganzjährig am Ort leben oder nicht (2006: 197).
- 66 Gemäss Ladner und Bühlmann (2007: 68) hängt Wohneigentum mit den Zukunftsperspektiven zusammen und hat auch Auswirkungen auf die Partizipation in der Gemeinde: »Personen, die in der Gemeinde ein Haus oder eine Eigentumswohnung besitzen, sind eher daran interessiert, wie sich die Gemeinde respektive ihre Nachbarschaft entwickelt, hat doch die Umgebung einen Einfluss auf den Wert ihres Wohneigentums und die Lebensqualität. Kommt dazu, dass in der Schweiz Wohneigentum von denen, die es sich leisten können, nur dann erstanden wird, wenn man gedenkt, sich für längere Zeit niederzulassen.«

gehören neben Zeit und Aufmerksamkeit die von Interviewten angeführten Faktoren Raum, Ruhe, saubere Umwelt und Sicherheit (Enzensberger 1997).

Ich habe hier schon das Paradies getroffen. Vielleicht braucht es das auch, dass man von aussen kommt, um das wahrzunehmen. (Axel Schneider)

Die Zukunftsperspektiven hängen mit der emotionalen und materiellen Verbundenheit zum Ort zusammen. Diese kommt im ländlich geprägten kleinräumigen Avers und Schams leichter zustande als in der unverbindlichen, hochpreisigen Tourismusregion. Wo der Erwerb von Grundbesitz ein Privileg von wenigen ist, viele Menschen nur temporär anwesend sind und persönliche Kontakte oberflächlich bleiben, kommt nur schwer ein Gefühl von Beheimatung auf. Gleichzeitig fördert dieses Umfeld transnationale Verbundenheiten mit dementsprechend erweiterten Handlungsspielräumen und multilokalen Lebensweisen.⁶⁷ Wer sich hingegen in einem Dorf willkommen fühlt, sein Potenzial in die Gemeinschaft einbringen und sich vielleicht sogar Wohneigentum leisten kann, der schlägt Wurzeln und identifiziert sich mit dem Ort.

67 Vgl. 7 Transnational multilokale Lebenswelten.